



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen
im deutschsprachigen Raum: Anforderungen, Herausfor-
derungen und Strategien der Karrieregestaltung im
Wissensunternehmen Universität“

verfasst von / submitted by
Katrín Prankl, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Betreut von / Supervisor:

A 066 823

Masterstudium Europäische Ethnologie

Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber, M.A.

Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende schriftliche Arbeit selbstständig verfasst habe und dass die verwendete Literatur bzw. die verwendeten Quellen von mir korrekt und in nachprüfbarer Weise zitiert worden sind. Mir ist bewusst, dass ich bei einem Verstoß gegen diese Regeln mit Konsequenzen zu rechnen habe.

Wien, am 24. März 2019

Katrin Prankl

Danksagung

Das Schreiben dieser Arbeit hat mich über einen längeren Zeitraum durch unterschiedliche Phasen meines Lebens begleitet. Die Arbeit fertigzustellen, hat mir viel Kraft gekostet, aber gleichzeitig geholfen, Durchhaltevermögen und Stärke zu üben und zu beweisen. Ganz viele Personen aus den unterschiedlichsten Fächern und Institutionen haben mich dabei unterstützt und mich immer wieder dazu ermutigt, weiterzumachen und nicht den Kopf in den Sand zu stecken.

Ein besonders großer Dank gilt meinem Freund Patrick Zeithuber. Ohne ihn und seine Hilfe sowie Unterstützung wäre diese Arbeit wahrscheinlich nicht so geworden, wie sie hier vorliegt. Ich danke dir für so vieles, du bist mein bester Freund und Wegbegleiter, der mit mir durch Höhen und Tiefen gegangen ist.

Danken will ich ebenso meiner Familie, die mich mental unterstützt und mich durch schwierige Zeiten begleitet und getragen hat. Meiner Mutter und meinem Vater, die mir gezeigt haben, dass jede noch so aussichtslose Situation geschafft werden kann, möchte ich an vorderster Stelle danken. Ich danke auch euch, Regina, Sandra, Daniel, Leonie und Larena für eure Unterstützung. Eure Stärke hat mir dabei geholfen, das Schreiben dieser Arbeit durchzuziehen.

Weiters möchte ich meinen langjährigen Tutorinnen und Freundinnen Alexandra Rabensteiner und Raffaela Sulzner sowie Alexandra Bröckl danken, die mit vielen konstruktiven Vorschläge meine Arbeit zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist. Danken möchte ich ihnen für den Mut, den sie mir im Laufe meines Studiums immer wieder gemacht haben sowie für das Wegbereiten meiner beruflichen Karrierewege. Ebenso bedanke ich mich bei meinen Freunden, die es ertragen haben, dass ich über einen sehr langen Zeitraum immer wieder über mein Thema gesprochen, diskutiert und philosophiert habe.

Ebenso gebührt ein großer Dank meiner Betreuerin Frau Schmidt-Lauber, die viel Geduld mit mir hatte und langes Warten auf meine Arbeit in Kauf genommen und mich immer unterstützt hat.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
1.1	Akademische Kulturen.....	4
1.2	Forschungsfrage	7
1.3	Forschungsrelevanz.....	9
2	Forschungsstand	15
2.1	Ein neuer Habitus der Kulturwissenschaftler_innen.....	20
2.2	Arbeitskulturenforschung.....	21
2.3	Wissenschaftsbiografien.....	23
3	Methodische Arbeitsweise.....	24
3.1	Zugang zum Feld und Auswahl der Interviewpartner_innen.....	24
3.2	Interviewführung.....	25
3.3	Auswertung der Interviews nach Grounded Theory	27
3.4	Reflexion des Forschungsprozesses	29
4	Veränderungen der universitären Arbeitswelt.....	31
5	Arbeitswelt Universität – Wege in die Wissenschaft	38
6	Arbeitsalltage.....	43
6.1	Akademischer Kapitalismus.....	47
6.2	Freiheit oder Kontrolle – „Oase oder Schlangengrube“?.....	59
6.3	Die Kulturwissenschaftler_innen und ihre „Erfolgsrezepte“	64
6.3.1	Die Sportler_innen	65
6.3.2	Die Kämpfer_innen.....	67
6.3.3	Die politisch Aktiven	70
6.3.4	Die Sicherheitsliebenden	72
7	Zukunftsvisionen: Was die Kulturwissenschaften leisten sollen	74
8	Fazit	77
9	Resümee.....	83

Literaturverzeichnis	87
Verwendete Literatur	87
Online-Ressourcen.....	92
Weiterführende Literatur	92
Anhang A: Interviewleitfaden	94
Anhang B: Abstract	95
Auf Deutsch	95
Auf Englisch	95

1 Einleitung

Das Thema „Akademische Kulturen“¹ ist mir zu Beginn meines Masterstudiums durch ein einjähriges Studienprojekt begegnet. Dabei sind es die Akteur_innen² dieser „Kulturen“ im akademischen Feld, die mich besonders interessierten und weiterhin beschäftigten. Akademische Kulturen sind historisch gewordene, in der Gegenwart ausgehandelte und ausagierte Phänomene, in die verschiedene Akteur_innen, Diskurse und gesellschaftliche sowie strukturelle Rahmenbedingungen eingebunden sind. Wie sich dieses Bild im Laufe der Zeit verändert hat und inwiefern eine Transformation institutioneller Rahmenbedingungen stattfindet, ist Inhalt vorliegender Arbeit. Das Forschungsfeld der akademischen Kulturen erstreckt sich über akademische Rituale, Feste, Jubiläen, Dankbarkeitsrituale³ sowie mögliche Transformationen der Hochschulpolitik bis hin zum Habitus, Gestus und Stil der einzelnen Akteur_innen, die innerhalb des akademischen Feldes anzusiedeln sind.

Im Rahmen des erwähnten Forschungsprojekts habe ich eine Forschungsarbeit aus dem Feld der akademischen Kulturen verfasst sowie eine Tagung zum selbigen Thema im Projektteam organisiert. Das Forschungsthema meiner Abschlussarbeit „Die Kulturwissenschaften im Zeitalter der Ökonomisierung der Universitäten“ fasste die institutionellen, politischen sowie strukturellen Rahmenbedingungen und deren Veränderungen für die Kulturwissenschaftler_innen ins Auge. Nach Abschluss des Projektes hat sich herauskristallisiert, dass mich das Thema nach wie vor sehr interessiert und ich meine Forschung im Rahmen einer Masterarbeit ausweiten will. Besonders Wissenschaftsbiografien haben mich im weiteren Forschungsverlauf interessiert, die Ökonomisierungs-thematik trat in den Hintergrund und mein Fokus veränderte sich stärker in Richtung „Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen im deutschsprachigem Raum“ mit Fokus auf den Arbeitsalltag der Akteur_innen.

¹ Nähere Informationen zum genannten Forschungsprojekt werden in Kapitel 1.1 gegeben.

² Aus Gründen der Anonymisierung wird durchgehend die gegenderte Schreibweise auch bei Referenz auf Einzelpersonen angewandt.

³ Siehe dazu: Rolshoven, Johanna: Dankbarkeitsrituale in komplexen Gesellschaften. Das Beispiel akademischer Paratexte. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur und Volkskunde. Rituale; 2 (1995), S. 65–73.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit stehen Akteur_innen aus den Nachfolgefächern der Volkskunde⁴, im Folgenden unter dem Begriff Kulturwissenschaften zusammengefasst, an Instituten in Österreich und Deutschland. Von besonderem Interesse ist für vorliegende Arbeit die Frage, wie und ob sich bestimmte Veränderungen im Wissen(schaft)sbetrieb Universität auf die Biografien der interviewten Kulturwissenschaftler_innen auswirkt(en) und welche Anforderungen sowie Herausforderungen sich für die Forscher_innen im Arbeitsalltag an der Universität daraus ergeben. Auf Basis von sieben qualitativen Interviews im Zeitraum 2014 bis 2017 sowie die Aufzeichnungen einer Teilnehmenden Beobachtung an einem Gespräch von Kulturwissenschaftler_innen verschiedener Generationen im Rahmen des Forschungsseminars „Akademische Kulturen“ dienen mir als empirisches Datenmaterial. Weiters wurde ein Feldforschungstagebuch erstellt und durchgehend geführt, das den Verlauf der Forschung skizziert.⁵ Im Vordergrund stand immer, wie die Kulturwissenschaftler_innen verschiedener Qualifikationsphasen die Arbeitswelt Universität, ihren beruflichen Alltag sowie wissenschaftliche Praxen und Karriereverläufe erzählen und individuell wahrnehmen. Nicht nur das Arbeiten im wissenschaftlichen Bereich wird in den Blick genommen, sondern ebenso Anforderungen und Strategien in den Wissenschaftsbiografien der Akteur_innen, die sich im Laufe der Zeit im Arbeitsfeld Universität geändert haben – so meine Annahme, aber dazu mehr im Kapitel zur Forschungsfrage.

Im einleitenden Kapitel gehe ich auf das Forschungsprojekt „Akademische Kulturen“ ein. Es wird erläutert, aus welchen Themen es bestand und zu welchen Resultaten es gekommen ist. Weiters werden hier die Ergebnisse der Tagung „Doing University“ präsentiert, die wesentlich meine Abschlussarbeit innerhalb des Forschungsprojektes geprägt hat. Außerdem hat mich die Auseinandersetzung mit dem Thema zu der hier vorliegenden Forschungsarbeit bewegt. Darüber hinaus erläutere ich meine Forschungsfrage und werde die Relevanz meines Themas in Bezug auf die Forschung innerhalb der Europäischen Ethnologie besprechen.

Kapitel 2 beinhaltet einen Umriss des Forschungsstandes. Gerade die Thesen von

⁴ Unter Nachfolgefächern der Volkskunde fasse ich Empirische Kulturwissenschaften, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie uvm.

⁵ Anm.: Alle relevanten Notizen, Texte, anonymisierte Transkriptionen und Einträge im Forschungstagebuch können jederzeit auf Nachfrage bei mir eingesehen werden.

Musner⁶ und die Arbeitskulturenforschung sowie die Begriffsklärung der Wissenschaftsbiografien stellen wesentliche Faktoren für meinen theoretischen Rahmen dar.

Kapitel 3 beschreibt den Zugang zum Feld, die Reflexion des gesamten Forschungsprozesses sowie die methodische Arbeitsweise, die ich zur Analyse und zur Auswertung meines empirischen Materials herangezogen habe.

In Kapitel 4 wird der gesellschaftspolitische Rahmen beschrieben, der zu Veränderungen im Laufe der Zeit in der universitären Arbeitswelt in Österreich und Deutschland geführt hat. Weiters wird betrachtet, welche Veränderungen dies waren.

Kapitel 5 beschäftigt sich damit, die Interviewpartner_innen und ihre Positionen, die sie in der Arbeitswelt Universität einnehmen, zu erörtern. Wichtige Analysefaktoren sind die Art und Weise des Einstiegs in die universitäre Laufbahn und warum sich die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen für eine akademische Karriere entschieden haben.

Kapitel 6 betrachtet die Arbeitsalltage, um einen umfassenden Einblick in die Tätigkeiten und somit in die Alltagswelt der Kulturwissenschaftler_innen zu erhalten. Der Arbeitsalltag setzt sich analytisch gesehen aus folgenden drei Punkten zusammen: Erstens wird der „akademische Kapitalismus“⁷, der in den Interviews immer wieder als Referenz genannt wird, betrachtet. Inwiefern dieser in meiner Analyse zu tragen kommt und wie ich dies interpretiere, wird Ergebnis dieses Kapitels sein. Universität als Arbeitsfeld wird in den meisten Gesprächen als ein sehr privilegiertes und mit vielen Freiheiten verbundenes Feld wahrgenommen, was in einem Interview u. a. als „Insel der Glückseligen“⁸ betitelt worden ist. Dennoch schwingt in vielen Erzählungen das Gefühl von einer starken Einschränkung mit. Wie sich dies äußert, wird im Kapitel „Freiheit oder Kontrolle – Oase oder „Schlangengrube?“⁹ geschildert. Kapitel 6.3 beschäftigt sich mit den „Erfolgsrezepten“ der Wissenschaftler_innen. Diese haben verschiedene Strategien entwickelt, um in ihrem Beruf bestehen zu können und mit Anforderungen und Herausforderungen im Wissensunternehmen Universität umzugehen, die sich wiederum in unterschiedlichste Lösungsansätze unterteilen lassen.

⁶ Musner, Lutz: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekar arbeiten, prekar leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main 2009, S. 205–219.

⁷ Hier wird der Titel von Münch zitiert. Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Berlin 2011.

⁸ Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 8–9.

⁹ Basierend auf folgendem Buchtitel: Kaiser, Astrid: Reiseführer für die Unikarriere: Zwischen Schlangengrube und Wissenschaftsoase. Stuttgart 2015. Diskussion zur Frage: Warum benötigt man eine Art Reiseführer, um sich in der Arbeitswelt Universität zurecht zu finden und voran zu kommen?

Zum Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen gehört die theoretische Ausrichtung der Europäischen Ethnologie dazu und somit auch die Zukunftsvisionen, die die einzelnen Interviewpartner_innen im Hinblick auf die fachliche Weiterentwicklung haben. Die Interviews sind voller Beschreibungen von Zukunftsvisionen, wie die Kulturwissenschaften weiterhin dem enormen gesellschaftlichen Druck nach Nutzen der Ergebnisse innerhalb der Gesellschaft standhalten können, was in Kapitel 7 erläutert wird.

Im Schlussteil folgt die Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse des gesamten Analysekapitels sowie das Resümee mit den Ergebnissen der gesamten Arbeit, die Beantwortung der Forschungsfrage, Überprüfung der Hypothesen sowie ein Ausblick, wie zu dem Thema weiter geforscht werden könnte.

1.1 Akademische Kulturen

Wie in der Einleitung erwähnt, habe ich 2015/2016 das im Masterstudium vorgesehene Studienprojekt „Akademischen Kulturen“ absolviert und mich dabei konkret mit dem Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen innerhalb der Universität beschäftigt. Im Rahmen dieses Studienprojektes entstand eine Seminararbeit sowie eine Tagung mit dem Titel: „Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis“¹⁰. Zur Tagung wurde ein gleichnamiger Tagungsband publiziert. Zum besseren Verständnis, wie im Studienprojekt der Titel „Akademische Kulturen“ verstanden wurde, folgt eine Begriffsdefinition:

„Unter dem Titel „akademische Kulturen“ setzten wir [die Forschungsgruppe, K. P.] uns mit Normen, Selbstverständlichkeiten und Bedeutungszuschreibungen des akademischen Feldes – im Sinne Pierre Bourdieus – auseinander und fragten nach dem verhandelten symbolischen Kapital. Die Logik des Feldes beschreibt Bourdieu als ‚Kampf‘ um Ressourcen und um symbolische Macht, der zwischen den Akteurinnen und Akteuren stattfindet.“¹¹

In vorliegender Arbeit definiere ich „akademische Kulturen“ in eben diesem Sinn und ordne meine Masterarbeit daher in gleichnamiges Forschungsfeld ein. Da dies somit Teil des Forschungsstandes ist, werden die Ergebnisse der Tagung zusammengefasst. Der oben genannte Kampf um Ressourcen sowie um symbolische Macht ist etwas, dass anhand meiner Forschungsfrage in Bezug auf die Strategien und Taktiken in den Vordergrund gerückt wird.

¹⁰ Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016.

¹¹ Ebd., S. 10.

Zu diesen „akademischen Kulturen“ gehört nach dem Verständnis der Student_innen, die an dem Studienprojekt beteiligt waren, der „doing“-Begriff dazu. Denn darunter kann ein „doing university“ verstanden werden, dass sich genau damit beschäftigt:

„[Z]u zeigen, dass Universität nicht einfach ‚da‘ ist und einen Rahmen gibt, in den sich Akteurinnen und Akteure einordnen, sondern ein komplexes Gebilde verschiedener Positionen und ‚Aktanten‘, die im Zusammenwirken und Handeln ausmachen, was und wie ‚Universität‘ ist. So wird Universität als fortwährend neu ausgehandeltes und geschaffenes Lebens- und Arbeitsfeld erkennbar, als im Tun stets neu hergestellte Ordnung.“¹²

Das Studienprojekt rückte folgenden Punkte in den Mittelpunkt, die ebenso in vorliegender Forschungsarbeit zentrale Themen darstellen, nämlich die

„alltäglichen Praktiken im Sinne bedingter, habitualisierter Routinen, die wir [die Forschungsgruppe, K. P.] als Produktionen des fraglichen Gegenstandes – Universität – verstanden. Die Europäische Ethnologie verfolgt zunehmend einen praxelogischen Ansatz und nimmt einen multiperspektivischen, historisch wie gesellschaftlichen-räumlich kontextualisierenden Blick ein“¹³,

Die Themen im Tagungsband wurden in drei Blöcke zusammengefasst: „Habitus und Ritual“, „Wissen und Kommunikation“ und „Akademische Biographie“. Der Grund zur Zusammenfassung des Bandes ist eben, dass hier immer wieder Überschneidungen zu meinem Thema zu finden sind, vor allem was die Themenblöcke „Wissen und Kommunikation“ und „Akademische Biographien“ anbelangt. Weiters ist dieser Überblick notwendig, um die gesamte Bandbreite der akademischen Kulturen fassen zu können.

Zum ersten Themencluster wurde ein Artikel über die Wahrnehmung der „Verkörperung der Wissenschaft?“¹⁴ ausgewählt. Hierbei bezieht sich Füssel darauf, dass ein bestimmtes Bild des_der Wissenschaftlers_in kursiert, dass sich aus den unterschiedlichsten medialen Quellen im Laufe der Zeit, von dem_der Gelehrten bis zum_r heroischen Professor_in, auseinandergesetzt hat.¹⁵ Im Artikel geht es „im Folgenden eher um die Zirkulation von Bildern und Repräsentationen des professoralen Habitus und gelehrter Praktiken als um konkrete historische Lebenswelten einzelner Universitäten und Akteure.“¹⁶ Der zweite Text in diesem Themenblock „Die (sich) feiernde Universität“¹⁷ beschäftigt

¹² Schmidt-Lauber 2016, S. 14.

¹³ Ebd., S. 15.

¹⁴ Füssel, Marian: Verkörperungen der Wissenschaft? Persistenz und Wandel des Gelehrtenbildes von Thomasius bis Tournesol. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 27–54.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 27–54.

¹⁶ Ebd., S. 30.

¹⁷ Schmidt-Lauber, Brigitta: Die (sich) feiernde Universität. Bedeutungsstiftungen durch Jubiläen. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 55–77.

sich mit den Jubiläumsfeiern von Universitäten, im Speziellen mit der 600- und 650-Jahrfeier der Universität Wien. Jubiläumsfeiern dienen zur Konstruktion einer langen Dauer an akademischer Arbeit und stellen die Universitätsgeschichte im Sinne einer langen Gelehrtentradition in den Vordergrund. Gleichzeitig werden durch viele Veranstaltungen für Mitarbeiter_innen, Studierende oder anderen Besucher_innen durch unterschiedlichste Veranstaltungsorte immer wieder Ein- und Ausgrenzungen vorgenommen sowie starke Hierarchien geschaffen, anstatt abgebaut.¹⁸

Im zweiten Block „Wissen und Kommunikation“ wird ein „Plädoyer für die immer wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung“¹⁹ gemacht. Über das Thema Kommunikation hat Bendix im Beitrag „Hab ihn nie gesehen, aber viel über ihn gehört.“ Zur (Neben?)Rolle tradierten Wissens in Fachsozialisation und Kanonbildung“²⁰ geschrieben. In kurzen Geschichten wurde untersucht, in welcher Form Gespräche bzw. tradiertes Wissen oder Klatsch und Tratsch in der Arbeitswelt Universität eine Rolle spielen. Die Geschichten handeln von Wissenschaftler_innen und deren Erb_innen, die noch nach dem Tod der Mentor_innen nur Gutes über diese Personen erzählen und sie verteidigen.²¹ Der letzte Artikel in diesem Block beschäftigt sich mit interdisziplinären Forschungen innerhalb der Geistes- und Naturwissenschaften. Hierbei wird ins Zentrum der Forschung gerückt, wie in solchen Projekten die Kommunikation verläuft bzw. welche Probleme und Chancen interdisziplinäre Forschungsprojekte mit sich bringen. Ein Thema im Beitrag war das der Vorurteile, die über die von den Geisteswissenschaftler_innen gegenüber den Naturwissenschaftler_innen und umgekehrt immer wieder reflektiert werden müssen. Das Finden einer gemeinsamen Sprache, damit Begrifflichkeiten außerhalb der Fachdisziplinen so verwendet werden können, dass diese innerhalb der interdisziplinären Forschung teilweise neu gedeutet oder im Zuge der Forschungsarbeit so verwendet werden, dass sie interdisziplinär verstanden werden können, stellt eine Herausforderung für alle Beteiligten dar.²²

¹⁸ Vgl. Schmidt-Lauber 2016, S. 55–77.

¹⁹ Schmoll, Friedemann: Vorlesen, Hören, Denken in Gemeinschaft. Ein Plädoyer für die immer wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 81–102.

²⁰ Bendix, Regina F.: „Hab ihn nie gesehen, aber viel über ihn gehört“ Zur (Neben?)Rolle tradierten Wissens in Fachsozialisation und Kanonbildung“. In: ebd., S. 103–133.

²¹ Vgl. ebd., S. 103–133.

²² Blank, Kjell: Interdisziplinäres Forschen im Spannungsfeld von Geistes- und Naturwissenschaften. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 135–153.

Im dritten Block zu „Akademische Biographien“ findet sich zuerst ein Beitrag von Posch, der davon berichtet, wie eine Frau in den 60er Jahren unter dem Druck ihres Ehemannes versucht hatte, sich ihren Doktortitel aberkennen zu lassen und dann einen Verzicht auf ihren Doktorgrad unterzeichnete.²³ Der Text „Über Bedingungen der Prekarisierung in akademischen Arbeitskulturen – am Beispiel der Lebenswissenschaften in Wien“²⁴ gibt es zu vorliegender Masterarbeit mehrere Anknüpfungspunkte. Der Text basiert auf biografischen Interviews, Gruppendiskussionen, quantitativen Fragebögen und Beobachtungen in Labors der Lebenswissenschaften. Veränderungen der gesetzlichen Rahmenbedingungen an der Universität Wien und projektförmige Arbeit werden in den Blick genommen. Dabei wurden eine starke Prekarisierung sowie große Angst und Unsicherheitserfahrungen innerhalb der Lebenswissenschaften festgestellt, die von den Lebenswissenschaftler_innen genannt wurden.²⁵

Abschluss des Tagungsbandes stellt ein Interview mit Christine Burckhard-Seebass zu ihrer Wissenschaftsbiografie dar.²⁶ Interessant ist auch die Zusammenfassung der Ergebnisse, denn hier werden viele Facetten der akademischen Kulturen präsentiert und ein „doing university“ deutlich, das den konstruierten Aspekt von Universität in den Mittelpunkt rückt. Dies ist eine wunderbare Überleitung zu meinem Forschungsvorhaben, denn das Masterarbeitsthema hat sich aus dem Interesse an dem „doing university“ herausgebildet. Im Folgenden wird nun meine Forschungsfrage vorgestellt.

1.2 Forschungsfrage

Mit welchen hochschulpolitischen Veränderungen sind Kulturwissenschaftler_innen in der universitären Arbeitswelt konfrontiert und welche Strategien wenden die Forcher_innen im akademischen Arbeitsalltag an, um dessen Anforderungen zu entsprechen?

²³ Posch, Herbert: Wie werde ich einen Doktor los? Die akademische Würde als Verpflichtung. In: ebd., S. 157–180.

²⁴ Sigl, Lisa: Über Bedingungen der Prekarisierung in akademischen Arbeitskulturen – am Beispiel der Lebenswissenschaften in Wien. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 181–206.

²⁵ Vgl., ebd., S. 181–206.

²⁶ Fragen an Christine Burckhardt-Seebass von Brigitta Schmidt-Lauber und Christian Blumhagen: Frauen in der Wissenschaft. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 207–212.

So lautet die Forschungsfrage, die im Laufe der Arbeit beantwortet werden soll. In vorliegender Arbeit werden in Kapitel 4 die hochschulpolitischen Veränderungen in Österreich und Deutschland erläutert. Denn nur so kann die Analyse der Interviews, eingebettet in den Rahmen hochschulpolitischer und gesellschaftspolitischer Veränderungen, erfolgen. Nachdem ich mich mit den „Kulturwissenschaften im Zeitalter der Ökonomisierung der Universitäten“ in meiner Abschlussarbeit des Forschungsprojektes intensiv beschäftigt hatte, war ich sehr am weiteren Forschen in diesem Feld interessiert. Das Interesse änderte sich im Hinblick auf meine Fragestellung, da der Fokus nun mehr auf die Wissenschaftsbiografien gelenkt wurde. Durch diese Erweiterung des Fokus können nun die Arbeitsalltage und andere Faktoren genauer in den Blick genommen werden. Die eingehende Beschäftigung mit meiner Abschlussarbeit hat mir geholfen, meine damalige Forschung besser zu reflektieren und mich mit meinen Vorannahmen auseinanderzusetzen. Im Folgenden nenne ich Hypothesen, die ich im Rahmen der Forschungsarbeit überprüfen werde:

- Macht- und Hierarchieverhältnisse an den Universitäten bzw. an den einzelnen Instituten bestimmen wesentlich den Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen.
- Eine starke Ökonomisierung der Arbeitsalltage am Wissensunternehmen Universität wird in den Erzählungen der Kulturwissenschaftler_innen deutlich²⁷ – so die zweite Hypothese.
- Konkurrenz und Wettbewerb um unbefristete Stellen bereiten den Forscher_innen einen hohen Druck im Arbeitsalltag und erfordern bestimmte Strategien, um die verlangte Exzellenz zu beweisen.

Im Laufe der Arbeit sollen die Forschungsfrage und die generierten Hypothesen anhand meines empirischen Materials bearbeitet werden. Dafür werden die Aussagen der befragten Kulturwissenschaftler_innen, Teilnehmenden Beobachtungen während der Interviews, Notizen meines Forschungstagebuches sowie Aufzeichnungen eines Generationsgesprächs von Kulturwissenschaftler_innen im Rahmen des Studienprojektes herangezogen.

²⁷ Hier nehme ich ebenso bewusst Bezug auf erste Beobachtungen, die ich im Rahmen der Seminararbeit im Studienprojekt gemacht habe.

1.3 Forschungsrelevanz

Viele Kulturwissenschaftler_innen haben sich mit Wissenschaftsbiografien auseinandergesetzt, was auf ein hohes Bedürfnis nach Selbstreflexion hinweist. Aufgrund der großen Anzahl an Forschungsliteratur zum Thema „Wissenschaftsbiografien“ habe ich folgende Auswahl getroffen. Dabei habe ich mich auf Forschungsliteratur aus den Fächern der Europäischen Ethnologie, Sozialwissenschaft und Politikwissenschaft beschränkt, die sich mit Biografien von Wissenschaftler_innen oder mit dem Thema der Transformation der Arbeitswelt Universität beschäftigt. Literatur, die die Ökonomisierung der Gesellschaft bzw. die Ökonomisierung der Universität behandelt, wurde ebenso herangezogen.

Im Buch „Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart“²⁸ wurden die Stärken der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Bezug auf die Forschung innerhalb verschiedener Arbeitsfelder – in meinem Fall der Universität – darin gesehen, Veränderungen genau beobachten zu können.²⁹ Die einzelnen Akteur_innen sollen dabei in den Vordergrund gerückt werden, indem „subjektorientiert[e] Forschungsperspektive[n] unter Einschluss der lebensweltlichen Kontexte ebenso wie der historischen Dimension“³⁰ analysiert und anhand biografischer Methoden erfasst werden.³¹ Dabei spielt das, was gesagt wurde und in welchem Kontext bestimmte Aussagen gemacht wurden, sowie das Bild, das damit von den Forscher_innen konstruiert wird, eine große Rolle. Genau darin sehe ich die Notwendigkeit, einen gegenwärtigen Blick hinter die Kulissen der Kulturwissenschaften zu werfen und in den Wissenschaftsbiografien der einzelnen Forscher_innen die Veränderungen von Arbeit im Berufsfeld Universität zu erfassen und zu analysieren. Der Umgang mit diesen Veränderungen wird von den Einzelnen sehr unterschiedlich wahrgenommen und beschrieben. Durch die unterschiedlichen Reaktionen und Strategien der Akteur_innen sowie deren Handlungsweisen wird eine Vielstimmigkeit des Themas deutlich. Dabei wird die Veränderung der Hochschulen im deutschsprachigen Raum von den Gesprächspartner_innen wahrgenommen, die im Interview aus einer subjektbezogenen Perspektive beschrieben und durch meine Interpretation analysiert werden.

²⁸ Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/NY 2007.

²⁹ Vgl. Seifert, Manfred: Arbeitswelten in biografischer Dimension. Zur Einführung. In: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/NY 2007, S. 9-18.

³⁰ Ebd., S. 10.

³¹ Ebd., S. 10.

Wie Götz und Lemberger in „Prekär arbeiten, prekär leben“³² treffend ausgedrückt haben, sehen sie gerade im kulturwissenschaftlichen Arbeiten einen Vorteil. Denn dabei wird besonders Wert darauf gelegt, in „Einzelfallstudien die Akteursperspektiven auszuloten“³³:

„Aus dieser Innensicht heraus erschließt sich das individuelle und je nach Milieu und Wertehorizont anders erfahrene und „kreativ“ bearbeitete Verhältnis von Zwang und Chance, das den ungesicherten und kurzfristigen Arbeitsverhältnissen prinzipiell innewohnt.“³⁴

In meiner Arbeit wird durch das Beleuchten der einzelnen Akteur_innen eben genau diese Innensicht erhoben, die die Arbeitsverhältnisse an der Universität somit ins Zentrum meiner Forschung rückt. Aber genauso wird in den Blick genommen, ob und wie die befragten Kulturwissenschaftler_innen ihre Arbeitsplätze in der Universität überhaupt als prekär und unsicher wahrnehmen und wie sich dies in den Erzählungen herausfiltern lässt.

Wie die Akteur_innen mit den Veränderungen umgehen, ist ein wichtiger Teil meiner Forschung. Für die umfassende Analyse ist es notwendig, Ergebnisse früherer Forschungen im Bereich des akademischen Arbeitsfeldes von Kulturwissenschaften einzubeziehen, um die konkreten Neuerungen und deren Auswirkungen auf die Einzelnen zu verstehen – dazu mehr im Forschungsstand.

In einem publizierten Interview von Felt im Buch „Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen“ zum Thema Wissenschaftsforschung³⁵ meinte sie:

„Wissenschaftsforschung bietet einerseits den Wissenschaften eine Möglichkeit zur Reflexion auf ihre Innenstrukturen und ihre Mechanismen, auf deren Basis sie funktionieren. Wissenschaften können mit unserer Hilfe ein Verständnis für ihre gesellschaftliche Einbettung gewinnen – und damit vielleicht auch neue Handlungsräume. Andererseits dient die Wissenschaftsforschung aber auch dazu, uns allen bewusst zu machen, inwieweit Wissenschaft die Gesellschaft gestaltet und welche neuen Formen der Auseinandersetzung und Verantwortung, aber auch neuer sozialer Verbindlichkeiten, dadurch entstehen. Die Grenze zwischen Wissenschaft und Gesellschaft ist natürlich keine klare. Mit der Ausweitung der Wissenschaften in ganz verschiedene gesellschaftliche Bereiche sind diese gesellschaftlichen Bereiche auch in die Wissenschaft „hineingesickert“³⁶“

Diese Bedingung von Gesellschaft und Wissenschaft wird in den Interviews mit den Wissenschaftler_innen deutlich. Durch meine Analyse wird den Kulturwissenschaftler_innen

³² Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main 2009.

³³ Ebd., S. 9.

³⁴ Ebd., S. 9.

³⁵ Felt, Ulrike im Gespräch: Über Nutzen und Handlungsräume der Wissenschaftsforschung. In: Arnold, Markus/Dressel, Gert (Hg.): Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen (=kultur.wissenschaften, Bd. 8.2), Wien 2004, S. 150–162.

³⁶ Ebd., S. 150.

eine mögliche Deutung angeboten, die wiederum zur Diskussion gestellt werden kann.³⁷ Dies zeigt wiederum eine Relevanz für diese Forschungsarbeit auf das gegenwärtige Arbeitsfeld Universität und die Bedeutung für die Kulturwissenschaftler_innen.

Ein weiterer wichtiger Grund, warum ich das Thema der Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen ausgewählt habe, ist, dass ich persönlich großes Interesse daran habe zu erforschen, wie andere Personen es geschafft haben, ins universitäre Berufsfeld einzutreten und welche Motivationen die Akteur_innen dafür hatten. Aber ungeachtet meiner persönlichen Interessen geht es darum, die Praktiken der Einzelnen herauszufiltern, um zu verstehen, wie diese im akademischen Berufsfeld Universität unter vielen verschiedenen An- sowie Herausforderungen bestehen können. Darin sehe ich die Relevanz für die Europäische Ethnologie. Denn meiner Meinung nach ist es notwendig, sich mit dem „Eigenen“ – und dazu zähle ich mich als Studentin eines kulturwissenschaftlichen Faches – reflexiv zu beschäftigen und trotz der Nähe zum Forschungsfeld eine gewisse Distanz zu wahren.³⁸ Wobei es an dieser Stelle notwendig ist klarzustellen, dass ich zwar eine Studentin eines kulturwissenschaftlichen Faches bin, ich aber kein Dienstverhältnis an der Universität habe, was nochmal eine gewisse Distanz bietet, während die Nähe zum Forschungsfeld weiterhin gegeben ist.

Selbstreflexivität ist daher ein wichtiges Stichwort, denn diese hilft dabei, die „eigenen wissenschaftlichen Konzepte, Begriffe und Interessen zum Gegenstand ihrer Reflexion“³⁹ zu machen, was bedeutet, die eigenen Selbstverständlichkeiten zu reflektieren. Durch die Erforschung der gegenwärtigen Situation von Wissenschaftler_innen innerhalb der Kulturwissenschaften auf unterschiedlichsten Karrierestufen ist es möglich, Schlüsse zu ziehen, die zu einem besseren Verständnis der derzeitigen hochschulpolitischen Rahmenbedingungen im Arbeitsfeld Universität führen. Wissensproduktionen und Forschungsthemen sind eng mit Gesellschaft und Politik verwoben. Wird die Hochschule zum Forschungsgegenstand, so kann vieles über das Verständnis derzeitiger gesellschaftlicher Veränderungen festgestellt werden.⁴⁰ Genau diese Verbindung wird von Alexa Färber im

³⁷ Vgl. Felt 2004, S. 155.

³⁸ Siehe dazu: Dressel, Gert/Langreiter Nikola: Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 4, Nr. 2/2003.

³⁹ Eggmann, Sabine: Der Blick auf das Eigene. Ein kulturwissenschaftlicher Zugang zur Kulturwissenschaft. In: Arnold, Markus/Dressel, Gert (Hg.): Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen (=kultur.wissenschaften, Bd. 8.2), Wien 2004, S. 127–136, hier: S. 128.

⁴⁰ Siehe dazu: Weingart, Peter: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist 2001. Anmerkung: Stichwort Ökonomisierung der Gesellschaft, dazu mehr im Analysekapitel.

Text „Unternehmerische Dispositionen ethnographischer Praxis und ihre taktische Verwertbarkeit – Sieben Thesen“ wie folgt beschrieben:

„[D]as Feld Wissen – Wissenschaft – Hochschulausbildung [erscheint] als ein umstrittener Gegenstand von Politik, dessen Ausgestaltung sich als zunehmende Ökonomisierung darstellt und gleichzeitig eine Polarisierung von Sphären und Interessen ausdrückt: die Politik und damit ein Teil der gesellschaftlichen Öffentlichkeit auf der einen Seite und auf der anderen die universitären Disziplinen, die dieser Veränderung ablehnend gegenüberstehen, sie aber umsetzen müssen.“⁴¹

Die obere Passage wurde aus der ersten These von Färber zitiert: „Ökonomisierung? Ein polarisiertes Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit“⁴². Der Grund für die kurze Wiedergabe der sieben Thesen ist, dass diese theoretischen bzw. literaturbasierten Thesen zur Analyse meines empirischen Materials dienen können. Um zu eruieren, inwieweit diese mit meinen Analysen in Bezug gesetzt werden können und möglicherweise korrelieren, werde ich diese hier kurz zusammenfassen und im Analysekapitel wieder darauf zurück zu kommen. Diese Ambivalenz zwischen Einschränkung und Freiheit in der Arbeit als Kulturwissenschaftler_in und der Zusammenhang von Politik und der Gesellschaft wird in den folgenden Kapiteln weiter ausgeführt. In dieser Arbeit wird auf diese Verbindung von Wissenschaft und Öffentlichkeit genauer eingegangen und analysiert, ob und wie diese Koppelung von den einzelnen Kulturwissenschaftler_innen wahrgenommen wird. Dies soll ein weiterer Analysepunkt für vorliegende Forschungsarbeit sein.⁴³

Zur zweiten These von Färber zu „Das unternehmerische Selbst als Leitbild der Ökonomisierung“⁴⁴ werden Phänomene wie „Autonomie, Eigenverantwortung und Wahlfreiheit“⁴⁵ sowie „Flexibilität“⁴⁶ und „Kreativität“⁴⁷ beschrieben, die sich auch immer wieder

⁴¹ Färber, Alexa: Unternehmerische Dispositionen ethnographischer Praxis und ihre taktische Verwertbarkeit - Sieben Thesen. In: Beate Binder/Thomas Hengartner/Sonja Windmüller (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Münster 2009, S. 178–194, hier S.180.

⁴² Ebd., S. 178.

⁴³ Das Thema der Ökonomisierung hat die Kulturwissenschaften schon seit längerer Zeit erreicht und es gibt zahlreiche Literatur aus dem Bereich der Kulturwissenschaften, die sich damit auseinandersetzen. Neuere Werke beziehen sich vor allem auf die prekären Arbeitsverhältnisse von Nachwuchswissenschaftler_innen aber auch auf den akademischen Bereich im Allgemeinen. Siehe dazu: Sigl 2016./Audehm, Katrin/Binder, Beate/Dietze, Gabriele und Färber, Alexa (Hg.): Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion – zur Einleitung. In: Ders., Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (2015), S. 11–15.

Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit und Leben im Postfordismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd.7), Frankfurt/New York 2013.

Musner, Lutz: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekar arbeiten, prekar leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main 2009, S. 205–219.

⁴⁴ Färber 2009, S. 180–181.

⁴⁵ Ebd., S. 180.

⁴⁶ Ebd., S. 180.

⁴⁷ Ebd., S. 180.

in meinen Interviews finden lassen. Nach Bröckling wird das unternehmerische Selbst subjektiviert und durch Selbsttechniken selbstoptimiert.⁴⁸ Oben genannte Begriffe sind Schlagwörter, die dem Subjekt dabei helfen sollen, um sich als wahre_r Unternehmer_in seines_ihres Selbst zu präsentieren und somit die Projektarbeit in „Einklang von Arbeit und Leben“⁴⁹ zu sehen und folglich „Arbeitsprojekte zu Lebensprojekten [zu] mach[en]“.⁵⁰

Die dritte These lautet: „Blinder Fleck: unternehmerische Dispositionen in der Europäischen Ethnologie“⁵¹. Mit dem blinden Fleck spielt Färber darauf an, dass, wenn alles unter dem Motto der Ökonomisierung analysiert wird, Analysen gemacht werden, die eher in Richtung einer Fehleinschätzung gehen könnten. Die Gefahr dahingehend im Paradigma der Ökonomisierung alltägliche Anforderungen im Arbeitsbereich zu interpretieren, können schnell unter der Analyse des unternehmerischen Selbst gedeutet werden. Aber möglichweise würde es andere Phänomene geben, mit denen dies viel besser beschrieben und analysiert werden könnte.⁵²

These 4 „Die Genese des ethnografischen Selbst als unternehmerisches Selbst ,lag in der Luft“⁵³ beschreibt die Möglichkeit, dass der Begriff des unternehmerischen Selbst dem ethnografischen Selbst sehr ähnlich ist. In der Europäischen Ethnologie wird ein großer Teil zur Beschaffung empirischen Materials durch die Feldforschung gewonnen. Ähnlichkeiten sieht die Autorin hier in der „Intensivierung“⁵⁴ und Vertiefung von Arbeit und in der „Selbstbezogenheit“⁵⁵ im Arbeitsumfeld und eine starke Selbstreflexion in Bezug auf das ethnografische Selbst.⁵⁶

Damit der Vergleich zum unternehmerischen Selbst besser erläutert werden kann, gibt Färber in der fünften These „Feldforschung: intensivierte und subjektivierte Projektarbeit“⁵⁷ zwei Punkte an, die sie als besonders ähnlich bzw. vergleichbar sieht. Zum einen ist das der Faktor Zeit und zum zweiten die Arbeitsteilung. Denn die Forschungsprojekte oder Feldforschungen an sich haben nur einen zeitlich begrenzten Rahmen, der eben durch Arbeitsteilung ein Optimum ist, um im zeitlich vorgegebenen Rahmen innerhalb

⁴⁸ Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, 5. Aufl. Frankfurt am Main 2013.

⁴⁹ Ebd., S. 257.

⁵⁰ Färber 2009, S.181.

⁵¹ Ebd., S. 181–182.

⁵² Vgl. ebd., S. 181–182.

⁵³ Ebd., S. 183–184.

⁵⁴ Ebd., S. 185.

⁵⁵ Ebd., S. 184.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 183–184.

⁵⁷ Ebd., S. 185.

der Projektdauer fertig zu werden. Arbeitsteilung ist, wie oben schon kurz erwähnt, die optimale Form des unternehmerischen Selbst und so, meint sie, würde das ethnografische Selbst dem unternehmerischen Selbst in der projektorientierten Arbeit sehr ähnlich sein.⁵⁸

Die sechste These „Realitätsabgleich: institutionelle Bedingungen für Feldforschung“⁵⁹ beleuchtet, in welcher Phase im Arbeitsfeld Universität die Zeit für eine Feldforschung bleibt und wie dann eine mögliche Finanzierung passen könnte. Hier sind es eben drittmittelgeförderte Forschungsprojekte und Dissertationen, die reelle Möglichkeiten bieten, um die Zeit und Finanzierung für eine Feldforschung zu haben. Dagegen ist es im universitären Hochschulalltag kaum möglich, zusätzlich noch Feldforschungen durchzuführen.⁶⁰

„Taktische Wendung des ethnografisch-unternehmerischen Selbst“⁶¹, so die letzte der sieben Thesen. Selbstausbeutung und Selbstverwirklichung sind hier zwei Begriffspaare die im Fokus stehen. Denn wie bei der ethnografischen Feldforschung und in Bezug auf das unternehmerische Selbst wirken diese zwei Begriffe konträr, aber gleichzeitig wird immer nach Strategien und Taktiken zum Ausgleich gesucht. Durch das Argumentieren von der Notwendigkeit von Feldforschungen innerhalb der Ethnologie⁶² „könnte ein taktisch gewendetes ethnografisch-unternehmerisches Selbst helfen, Raum und Ressourcen einzufordern.“⁶³

Die Stärke und die Wichtigkeit der hier vorliegenden Arbeit liegt darin, dass Kulturwissenschaftler_innen aus Österreich und Deutschland über ihren Arbeitsalltag im Arbeitsfeld Universität befragt wurden und somit deutlich wird, wie die einzelnen Wissenschaftler_innen in diesem Feld bestehen und wie diese die Arbeitssituation beschreiben. Dadurch kann ein genauerer Blick darauf entstehen, welchen Herausforderungen und Anforderungen diese Wissenschaftler_innen ausgesetzt sind.

⁵⁸ Vgl. Färber 2009, S. 185.

⁵⁹ Ebd., S. 185–187.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 185–187.

⁶¹ Ebd., S. 187–189.

⁶² Vgl. ebd., S. 187–189.

⁶³ Ebd., S. 187.

2 Forschungsstand

Das nachfolgende Kapitel ist in mehrere Abschnitte unterteilt. Zuallererst wird ein Überblick über den allgemeinen Forschungsstand gegeben, der sich auf Untersuchungen innerhalb von akademischen Kulturen bezieht, d. h. Studien, die im Feld der Universität bzw. in Hochschulen durchgeführt wurden und die in den meisten Fällen auf Interviews beruhen. Wichtig sind in diesem Kontext die Arbeiten von Bourdieu, Dressel/Langreiter, Eggmann, und sowie eine Diplomarbeit von Berkhouit. Auch der Text von Musner, der sich mit dem „Neuen Habitus der Kulturwissenschaftler_innen“ beschäftigt, soll genauer besprochen werden, da er in vielerlei Hinsicht in Bezug zu meiner Forschungsarbeit steht. Anschließend geht es um das allgemeine Feld der Arbeitskulturen, wobei ein besonderes Interesse auf dem Feld der Universitäten liegt, um das Themengebiet besser einschränken zu können. Das Kapitel des Forschungsstandes schließt mit einer Begriffserläuterung, wie ich den Begriff der Wissenschaftsbiografien anhand des dargelegten Forschungsstandes deute und wie dieser in vorliegender Arbeit verwendet wird.

Das Buch „Homo academicus“⁶⁴ von Bourdieu ist hier an erster Stelle zu nennen. Bourdieu hat eine soziologische Studie an französischen Universitäten und Hochschulen durchgeführt. Er musste sein Vorhaben immer wieder reflektieren, da er selbst als Universitätsprofessor Teil der akademischen Kulturen war und eine besondere Nähe zum Feld hatte und deshalb immer wieder in Erklärungsnot geriet. Er hat sich anhand der unterschiedlichsten Institute und der einzelnen Akteur_innen ein Bild davon gemacht, wie die Machtstrukturen aufgebaut sind und welchen Einfluss Herkunft, Habitus und besondere Verdienste der Akteur_innen auf die unterschiedlichsten Disziplinen haben.⁶⁵ Im Kapitel zum „Streit der Fakultäten“ legt der Autor anhand seines empirischen Materials dar, inwieweit welche Disziplinen Akademiker_innen aus höheren Gesellschaftsschichten in Frankreich bekleiden und wie sich diese je nach Fakultät zusammensetzen.⁶⁶

Weiters stellt er Folgendes fest:

„Zur Struktur des Macht-Feldes als Raum der Machtpositionen, die die verschiedenen Fraktionen der herrschenden Klasse auf der Grundlage unterschiedlicher Kapitalarten innehaben – wobei am Pol die kulturell dominanten, aber ökonomisch dominierten Fraktionen stehen (Künstler, Intellektuelle, Professoren der Geistes- und

⁶⁴ Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*. 1. Aufl. Frankfurt am Main, 1992.

⁶⁵ Siehe ebd., S. 31–81.

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 82–131.

Naturwissenschaften), am anderen die kulturell dominierten und ökonomisch dominanten Fraktionen (leitende Angestellte und Führungskräfte der Privatwirtschaft und des öffentlichen Sektors).“⁶⁷

Zum Stichwort „Ökonomisierung“ ist die oben angeführte Einteilung hilfreich, weil diese dabei hilft zu verstehen, dass gerade die Professor_innen als ökonomisch dominierte Fraktion laut Bourdieu zu sehen sind.⁶⁸ Ebenso untersucht er, wie die Stellung der einzelnen Disziplinen zustande kommt und wie kulturelles und ökonomisches Kapital in den einzelnen Fakultäten zueinander wirken.⁶⁹

In seiner Monographie „Die feinen Unterschiede“⁷⁰ hat Bourdieu sich mit den verschiedensten sozialen Milieus und unterschiedlichsten Berufen beschäftigt und erforscht, dass je nach Größe der einzelnen Arten von Kapital (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital) eine bestimmte Positionierung im sozialen Raum erfolgt und dies Einfluss auf das Handeln sowie den Habitus der einzelnen Akteur_innen hat.⁷¹ In meinen Interviews wurde die Herkunft der einzelnen Interviewpartner_innen oftmals selbst angesprochen, wenn es darum ging, über den Einstieg in die universitäre Arbeitswelt zu erzählen. Insofern stimme ich Bourdieu in Bezug auf meine Forschung zu, dass es zwar eine gewisse Positionierung je nach Milieu im sozialen Raum gibt, diese aber keine Auskunft darüber gibt, dass z. B. das kulturelle Kapital durch Bildung erhöht werden kann und somit eine bessere Anstellung zu höheren ökonomischen, sowie durch Kontakte zu einem gesteigerten sozialen Kapital führen kann.

Ich habe mich dazu entschieden, die Handlungen und das Gesagte der Akademiker_innen anhand des Konzeptes „doing university“ zu definieren. Damit der Begriff verstanden wird, werde ich hier kurz ausführen, warum mir diese Bezeichnung plausibel erscheint. „Doing University“ war nicht nur der Titel unserer Tagung im Rahmen des Forschungsprojektes, sondern gleichzeitig ein Ergebnis dessen. Unter dem Konzept wird Universität als etwas Gemachtes wahrgenommen, das von Akteur_innen, deren Handlungen und Praxen mitgestaltet wird und in Wechselwirkung mit der Gesellschaft steht.

Als Studentin eines kulturwissenschaftlichen Faches, das gleichzeitig das Forschungsfeld darstellt, dass sich auf Kulturwissenschaftler_innen bezieht, zu dem Doktorand_innen sowie Professor_innen zählen, und diese somit hierarchisch in der Universität über mir

⁶⁷ Bourdieu 1992, S. 82–83.

⁶⁸ Anm.: Hier stellt sich die Frage, was dann an der Ökonomisierung der Universitäten in der Gegenwart oder in den letzten Jahren als neue Entwicklung zu sehen ist.

⁶⁹ Vgl. Bourdieu 1992, S. 99–131.

⁷⁰ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1989.

⁷¹ Vgl. ebd., S. 729–734.

positioniert sind, halte ich mich ganz an die Definition, die in unserer Tagung „Doing University. Reflexionen universitärer Alltaxpraxis“ formuliert wurde. Ich bin ebenso der Meinung, dass es nicht um ein „studying up“, d.h. die Erforschung einer hierarchisch höheren Gesellschaftsschicht, gehen soll, sondern darum die Praxen der Kulturwissenschaftler_innen als Teil des „doing university“ zu erforschen.

„Vielmehr orientierten wir [die Forschungsgruppe, K. P.] uns an einer durch Pierre Bourdieus Schriften inspirierten Praxeographie, die das komplexe Zustandekommen, die Kapitalsorten sowie Akteurinnen und Akteure in ihrer Produktion von Hierarchie und Sinn und in ihrer Beziehung zueinander in den Blick nimmt.“⁷²

Der akteurszentrierte Ansatz bietet die Möglichkeit, die Praktiken und Handlungen der Einzelnen in den Blick zu nehmen – meiner Definition zufolge kann das mit dem „doing“-Begriff beschrieben werden – und so eine momentane Bestandsaufnahme von Kulturwissenschaften innerhalb der Arbeitswelt Universität zu machen. Somit werde ich im Folgenden die vorliegende Arbeit in den Kontext der Arbeitskulturenrecherche einbetten und innerhalb dieser wiederum in einer Welt der akademischen Kulturen, zu denen ich die Kulturwissenschaftler_innen hinzuzähle, verorten.

Akademische Kulturen stellen einen wichtigen Teil des Forschungsstandes dar. Insbesondere die Texte und Monographien von Münch spielen hierfür eine große Rolle, die speziell in Kapitel 6.1 genauer erläutert werden.

Als weiteres Forschungsprojekt ist jenes von Dressel/Langreiter/Mitterauer „Reflexive Historische Anthropologie“ zu nennen. In diesem dreijährigen Projekt wurden diverse Kulturwissenschaften und Kulturwissenschaftler_innen beforscht. Es wurde im Text „Wenn ‚wir selbst‘ zu unserem Forschungsfeld werden“⁷³ thematisiert, dass das „eigene Feld“ beforscht wurde, dem die Autor_innen ebenso angehören. Die verwendete Methode setzte sich aus Texten über die Biografie von historisch-anthropologischen als auch kulturwissenschaftlichen Forscher_innen sowie „halboffene narrative biographische Interviews“⁷⁴ zusammen. Zusätzlich wurden noch autobiografische Texte und andere relevante Textsorten der Gesprächspartner_innen hinzugezogen. Die Analysen und Interpretationen dieser Gespräche wurden dann wieder unter die scientific community gebracht, indem sie in unterschiedlichsten Formen publiziert wurden. Es folgt eine sehr genaue Auseinandersetzung mit dem Nähe- und Distanzverhältnis sowie der Wichtigkeit zu reflektieren und ebenso eine Diskussion über die passende Repräsentation der Ergebnisse

⁷² Schmidt-Lauber 2016, S. 17.

⁷³ Dressel, Gert/Langreiter Nikola: Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 4, Nr. 2/2003.

⁷⁴ Ebd., S. 3.

zu führen.⁷⁵ Der Aufsatz „Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen“⁷⁶, der aus den Interviews und autobiografischen Texten hervorging, beinhaltet vier Hypothesen zu ihrer Forschung, die ich hier kurz wiedergeben möchte:

Die erste These bezieht sich darauf, dass die Autor_innen davon ausgehen, dass es nicht zu einer Entgrenzung von Arbeit und Freizeit kommt, sondern der Beruf zur Berufung geworden ist und sich dadurch die Arbeitssphäre auf die Lebenswelt ausweitet.⁷⁷ Die zweite Hypothese schließt an die erste an und besagt, dass Wissenschaft als Berufung gesehen wird und keine ökonomischen Motive zur Wahl des Berufs ausschlaggebend sein dürfen und dass Familie und Wissenschaft nicht zusammen gehören.⁷⁸ In der Dritten folgt dann die Weiterführung von Nummer zwei, die „Vorstellung von Wissenschaft als Berufung kann mit einer Reihe von Kosten für sich selbst und andere verbunden sein – ökonomischen, sozialen und emotionalen Kosten.“⁷⁹ In der vierten Hypothese wird der Mehraufwand an Arbeit, der Wettbewerb, das Vereinen von Familie und Berufung innerhalb der Arbeitswelt Universität ganz stark in den Vordergrund gerückt. Dennoch ist das wissenschaftliche Arbeitsfeld nicht im ersten Moment mit der Ökonomie so stark verbunden, sondern mit dem Motto „Beruf als Berufung“^{80 81}.

Die Überprüfung und der Vergleich, was sich in meiner Forschung für Themen und Hypothesen ergeben haben und wie diese zu den Ergebnissen und Hypothesen von Dressel und Langreiter stehen, wird Teil der Analysekapitel sein.

In der oben beschriebenen Literatur lässt sich immer wieder der Einwand finden, dass es nicht gerne gesehen wird, innerhalb der eigenen Wissenschaftsdisziplin zu forschen, wie dies in der Forschung von Bourdieu als auch bei Dressel und Langreiter durchgeführt wurde. Eggmann hat sich mit diesem Thema ebenso beschäftigt und schreibt dazu Folgendes:

„Ausgehend von einem weit konzipierten Kulturbegriff, mit dem die Volkskunde arbeitet und der die gesamte menschliche Lebensweise in ihrer komplexen Dynamik, ihre Praktiken, ihre Deutungen und Symbolisierungen, ihre Kommunikation, ihre Produkte und Transformationen wie auch ihre historisch und materiell strukturierten Kontexte umfasst, erscheint auch Wissenschaft in diesem Blickfeld.“⁸²

⁷⁵ Dressel/Langreiter 2003, S. 4–8.

⁷⁶ Dressel, Gert/Langreiter, Nikola: Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Gruber, Sabine/Löffler, Klara/Thien, Klaus (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. München, Wien 2002. S. 119–136.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 121–125.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 125–127.

⁷⁹ Ebd., S. 128.

⁸⁰ Ebd., S. 132.

⁸¹ Vgl. ebd., S. 129–132.

⁸² Eggmann 2004, S. 128.

Genau anhand dieses Zitates wird deutlich, dass das Forschungsfeld Wissenschaft Teil der menschlichen Lebensweise, als Arbeitswelt oder auch um zu verstehen, wie Gesellschaft funktioniert. Weiters verweist Eggmann auf Gerbel, Musner und Dressel, denn diese haben in diversen Publikationen die Meinung vertreten, dass die Wissenschaft selbst ein kulturelles Phänomen ist, die akademischen Kulturen Teil der Wissenschaft sind und daher ein „legitimes Forschungsobjekt“⁸³ seien.⁸⁴ Eggmann betont gleichwohl die Wichtigkeit der Selbstreflexion von Selbstverständlichkeiten, gerade wenn der Forschungsblick auf das „Eigene“ gerichtet wird.

In Erzählungen ist es möglich,

„den unterschiedlichen Elementen (wie Themen, Metaphern, Begriffe, rhetorische Muster und ähnliches) im Diskurs nach ihren aufeinanderbezogenen Verbindungen sowie nach den spezifischen Interessen und Strategien, mit denen der fachliche Sinn und Wahrheitsgehalt im Diskurs etabliert“⁸⁵

ist, nachzuspüren, so wie dies auch anhand meiner Interviews und anhand meiner Forschungsarbeit gemacht wird. Nicht nur die Diskursanalyse wird von Eggmann als Methode verwendet, auch die Ethnomethodologie, die dabei hilft, den gesamten Forschungsprozess durch „explizites Reden und lautes Nachdenken“⁸⁶ zu begleiten – also eine sehr intensive Form der Selbstreflexion.⁸⁷ Diese Herangehensweise ist sehr interessant. Das Thema vorliegender Masterarbeit mit diskursanalytischen Methoden zu betrachten, könnte eine weitere Herangehensweise sein, sich dem Thema Wissenschaftsbiografien auf einer anderen Ebene anzunähern.

Die Diplomarbeit von Berkhout mit dem Titel „Über die Anziehungskraft der Universität – zwischen Ideal und Praxis. ProfessorInnen erzählen von ihrer Arbeit“⁸⁸ beschäftigt sich ebenso mit Interviews von Kulturwissenschaftler_innen. In dieser Arbeit wird in den Blick genommen, wie sich der universitäre Arbeitsalltag im Hinblick auf Veränderungen der Arbeitswelt Universität in Diskrepanz zur Marktlogik verhält. Das Ergebnis dieser empirischen Forschungsarbeit ist, dass es

„nicht der Wissenschaftsethos [ist], der verloren geht, sondern der Schutz der Individuen, die sich in einem ungesicherten Raum einem Thema hingeben und sich auf diese Weise einem System ausliefern, das die Ressource Mensch zu einem Kapital gemacht hat.“⁸⁹

⁸³ Eggmann 2004, S. 128.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 128.

⁸⁵ Ebd., S. 130.

⁸⁶ Ebd., S. 132.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 132ff.

⁸⁸ Berkhout, Judith: Über die Anziehungskraft der Universität – zwischen Ideal und Praxis. ProfessorInnen erzählen von ihrer Arbeit. Wien 2013.

⁸⁹ Ebd., S. 87.

Interessant fand ich eine der Analysen von Berkhout, dass eine „neue Erzählung von der erfolgreichen Karrierefrau und Mutter in das Verständnis von der Wissenschaft als Berufung adaptiert wurde.“⁹⁰ Berkhout übt Kritik am Text von Musner, weil sie zum einen meint, dass im Titel nur die männliche Form genannt wird und dass der Aufsatz sehr ironisch aufgeladen und sein Worte sehr hart seien. Beispiele dazu werden in Kapitel 2.1 gegeben.

In Kapitel 4 wird die umfassende Literatur zu Themen wie Transformation von Wissenschaft, Wissenschaftskulturen und Phänomenen der Ökonomisierung genauer in den Blick genommen. Die Ungleichheit von Fördergeldern je nach Nutzen für die Gesellschaft und eine Formierung der Wissensgesellschaft sowie der Bologna-Prozess werden dort ebenfalls näher betrachtet.

2.1 Ein neuer Habitus der Kulturwissenschaftler_innen

Wichtig ist es hier, den Text „Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses“⁹¹ von Lutz Musner zu nennen. Darin hat er sich anhand einer literaturbasierten Recherchearbeit auf die Ökonomisierung der Universität fokussiert und mit der neuen Rolle der Wissenschaftler_innen beschäftigt. Die vorliegende Forschungsarbeit bietet genau hier Anknüpfungspunkte. Darüber hinaus stellen die Interviews eine empirische Ergänzung zu Musners literaturbasierten Forschungsarbeit dar.

Dabei wird an folgende Punkte angeknüpft, die anhand der Gespräche vertiefend analysieren werden: die „Debatte über den Wert von Wissenschaft“⁹², weiters die Entwicklung weg vom kulturellen Kapital hin zum Kapital mit ökonomischer Dominanz. Darüber hinaus wird betrachtet, dass die Universität wie ein Unternehmen handelt. Dies betrifft vor allem Institutionen oder Fakultäten, die einen direkten Nutzen für die Gesellschaft versprechen.⁹³

Ein weiterer interessanter Aspekt, den Musner nennt, ist:

⁹⁰ Berkhout 2013, S. 31.

⁹¹ Musner, Lutz: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main 2009, S. 205–219.

⁹² Ebd., S. 205.

⁹³ Vgl. ebd., S. 205–210.

„Trotz aller neoliberalen Praktiken, den Wissenschaftsbetrieb und die Universitäten den Erfordernissen von Markt, Technologie und Innovationen zu unterwerfen, florieren die Kulturwissenschaften. Neue Forschungsansätze und Methoden, neue ‚Turns‘ (linguistic turn, cultural turn, spatial turn, iconic turn et cetera) und entsprechende Paradigmen beleben die akademische Debatte und das Feuilleton. Auch in der Forschungsförderung gewinnen die interdisziplinär orientierten Kulturstudien zunehmend an Aufmerksamkeit und erhalten dementsprechend mehr Finanzmittel zugeteilt.“⁹⁴

Anhand dieser Passage wird deutlich, dass es auch die Kulturwissenschaften immer mehr Aufmerksamkeit bekommen und sich zunehmend um die Akquise von Drittmitteln bemühen, wodurch zugleich der Wettbewerb gesteigert wird. Die „Aufmerksamkeitsökonomie bei der Auswahl von Forschungsinhalten“⁹⁵ bezeichnet das Phänomen, dass sich viele Forscher_innen und Projekte mit Themen beschäftigen, die mit einer größeren Wahrscheinlichkeit gefördert werden und nicht mit Inhalten, die von besonderer Interesse für die Kulturwissenschaftler_innen sind. Als „NetzopportunistInnen“⁹⁶ beschreibt Musner den neuen Habitus, der eine neue Strategie darstellt, um der Konkurrenz standzuhalten. Hier stellt sich also wiederum die Frage, ob alle diese Thesen von Musner mit meiner Forschungsarbeit in Einklang stehen oder ob sich von 2009 bis 2014 etwas verändert hat. Dies wird im Kapitel 6 bis 7 genauer behandelt.

Meiner Meinung nach ist am Text von Musner problematisch, dass er keine empirischen Daten vorliegen hat und dennoch ganz enge, starre Kategorien verwendet, in der er die Kulturwissenschaftler_innen einteilt. Er beachtet also kaum die Strategien und Wege der Einzelnen und argumentiert nur aufgrund seiner literaturbasierten Forschung.

2.2 Arbeitskulturenforschung

1979 wurde die Kommission für Arbeiterkultur in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde gegründet, die sich in den 1990er bis 1998er Jahren in Kommission für Arbeitskulturenforschung umbenannt hat.⁹⁷ Seither wird in verschiedenen Unternehmen geforscht, um dieses Feld als Forschungsfeld zu erschließen. Dass sich seit der Gründung der Kommission bis heute sehr viel in der Arbeitswelt verändert hat, ist durch viele Faktoren bedingt. Es sind die Globalisierung, neue Managementkonzepte und die Informations- und Kommunikationstechniken zu nennen, die in vielen Universitätsbetrieben und

⁹⁴ Musner 2009, S. 215.

⁹⁵ Ebd., S. 216.

⁹⁶ Ebd., S. 217.

⁹⁷ Vgl. Deutsche Gesellschaft für Volkskunde: Kommission Arbeitskulturen <http://www.d-g-v.org/kommissionen/arbeitskulturen>. [letzter Abruf: 15.09.2018].

in vielen anderen Unternehmen sowie im Bereich der Dienstleistung eingeführt wurden.⁹⁸ Damit deutlich wird, was sich alles in der Zeit verändert hat, um daraus bessere Rückschlüsse auf die Analyse zu ziehen, werde ich diese Veränderungen skizzieren.

Eine dieser Veränderungen der Arbeitswelt wurde auf der 13. Tagung der Kommission Arbeitskulturen 2007 festgestellt, die sich vor allem mit dem Begriff der „Entgrenzung“ beschreiben lassen. Dieser Terminus ist für meine Arbeit von besonderem Interesse.

„Mit dem Begriff der Entgrenzung lassen sich Phänomene fassen, die zentral für den gegenwärtigen Wandel von Arbeit und Arbeitskulturen sind. Arbeit verändert sich strukturell und wird neu strukturiert, indem lange bestehende Standards von Arbeitsverträgen, Arbeitszeiten oder Arbeitsplätzen und -orten ausgeweitet beziehungsweise ‚entgrenzt‘ werden. Auch die Grenzen der Bedeutung und des Verständnisses von Arbeit und Nicht-Arbeit werden neu verhandelt.“⁹⁹

Diese „Entgrenzung“ geht mit der Flexibilisierung von Arbeitszeiten einher und wirkt sich in Teilzeitarbeit und vermehrten Selbstständigenverhältnissen aus. Durch diese gesamten Veränderungen der Arbeitswelt sind die Anforderungen an die Akteur_innen andere, als dies noch vor 20 Jahren der Fall war.¹⁰⁰ Ob und wie diese Definition der „Entgrenzung“ von Arbeit in meinen Gesprächen mit Wissenschaftler_innen eine Rolle spielt, werde ich genauer in Kapitel 6.2 erläutern.

Innerhalb der Arbeitskulturenforschung wird zunehmend auch der Faktor der Emotionen wichtig, in den Sozial- und Geisteswissenschaften wird dieser Fokus bereits als „emotional turn“¹⁰¹ betitelt. Emotionen werden nicht nur als Gefühl analysiert, sondern als komplexes Gefüge, das das Leben und Situationen bedingt.¹⁰²

„In der Diskussion um die Bedeutung von Emotionen in Organisationen dominierte lange Zeit ein aus den Wirtschaftswissenschaften übernommenes Postulat der Rationalität. Emotionen wurden im organisatorischen Zusammenhang zwar nicht verleugnet, aber im Kontext einer auf Planbarkeit zielenden Sicht, die den homo oeconomicus zur Grundlage des Denkens machte, kamen sie meistens nur als lästige Störfaktoren in Betracht. [...] Diese rationalistisch verkürzte Sicht wurde Ende des vergangenen Jahrhunderts abgelöst durch einen regelrechten Feldzug für die Emotionalität, der verknüpft war mit dem Ringen um Selbstverwirklichung und Selbstbehauptung des organisierten Individuums.“¹⁰³

⁹⁸ Siehe dazu: Seifert 2007, S. 9.

⁹⁹ Herlyn, Gerit/Müske, Johannes/Schöberger, Klaus/Sutter, Ove (Hg.): Ethnografische Arbeitskulturen-Forschung und Entgrenzungspozesse. In: Ders.: Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (=Arbeit und Alltag, Bd. 1), München/Mering 2009, S. 9–20, hier S. 9.

¹⁰⁰ Vgl. ebd. S. 10–11.

¹⁰¹ Hoyer, Timo/Beumer, Ullrich/Leuzinger-Bohleber, Marianne (Hg.): Einleitung. In: Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation (=Schriften des Sigmund-Freud-Instituts, Bd. 6), Göttingen 2011, S. 9–18, hier: S. 9.

¹⁰² Vgl. ebd., S. 9.

¹⁰³ Ebd., S. 10.

In den Interviews selbst kommen immer wieder auch starke Emotionen in den Einzelnen hervor. Dies sind zum einen enorme Freude, aber auch Traurigkeit und Ärger, die im Gespräch selbst Ausdruck finden. Da sich in einigen Interviews die Wissenschaftler_innen im Interview nicht so zeigen, wie dies oft wahrgenommen wird, als Berufene_r, ohne Kinder, der die sich seiner_ihrer Arbeit voll und ganz verschreibt und ohne jegliche Subjektivität forscht bzw. dies ohne zu viele Gefühle zu zeigen, entsteht eine gewisse Ambivalenz in den Aussagen.

Entwicklungen der Gesellschaft hin zur Wissensgesellschaft sind ebenso als wesentliche Faktoren der Veränderung zu nennen, da dies die Rolle der Universität in gewisser Art und Weise auch verändert. Weil viel mehr Menschen Zugriff auf Informationsmedien etc. haben und somit keine Einzelstellung im Hinblick auf die Wissensgenerierung und -vermittlung der Universitäten mehr gegeben ist.

2.3 Wissenschaftsbiografien

Wissenschaftsbiografien sind nach Sutter Narrationen, die sich zum einen aus einem Ablauf an Erlebnissen und zum anderen als Konstruktionen der eigenen Lebensgeschichte in Bezug auf die Arbeit im wissenschaftlichen Bereich zusammensetzen.¹⁰⁴ Eben diese Narrationen dienen mir als Grundlage, um die Perspektiven der einzelnen Akteur_innen genauer in den Blick meiner Forschung zu nehmen und zu analysieren. Gerade dieses Tun, also dieses Handeln, steht besonders im Zentrum, denn nach der Frage des Arbeitsalltages der Kulturwissenschaftler_innen wird dies in den Vordergrund gestellt, was für die Einzelnen wichtig ist und was täglich in der Arbeitswelt Universität gemacht wird.

Wissenschaftsbiografien beinhalten alle relevanten Informationen von Wissenschaftler_innen zum Arbeitsalltag und Arbeitsabläufen sowie Informationen über Forschungsinteressen und -inhalte. Weiters enthalten sie biografische Angaben, die von den Interviewpartner_innen gemacht wurden.

Die Definition von Biografie, wie sie auch Dressel und Langreiter verwenden, möchte ich hier zitieren, anführen und erweitern:

¹⁰⁴ Vgl. Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit und Leben im Postfordismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd.7), Frankfurt/New York 2013, S. 71–72.

„Biographien sind also nicht individuell und beliebig, ihre TrägerInnen verkörpern ein spezifisches Ensemble sozialer, kultureller etc. Bedeutsamkeiten und Erfahrungen (in Verbindung mit Geschlecht, Herkunft, beruflichem Milieu, Altersgruppe, politischen Erlebnissen etc.), das auch spezifische Deutungsmodelle und Handlungsformen in konkreten Kontexten impliziert.“¹⁰⁵

Genauso möchte ich den Begriff der Wissenschaftsbiografien definieren, nur eben um den Aspekt der Wissenschaft erweitert, da dies Teil der Biografie ist und nicht ausgeklammert werden kann. Weiters ist in den Gesprächen das Ethnografische-Selbst und der_die Wissenschaftler_in genauso Teil der Biografie, was in den folgenden Kapiteln noch genauer erläutert wird.

3 Methodische Arbeitsweise

Zu Beginn werde ich erläutern, welches Methodenbündel an ethnografischen Verfahren ich in der vorliegenden Arbeit verwendet habe. Ein Feldforschungstagebuch sowie ein Notizbuch mit der Zusammenfassung relevanter Texte und wichtiger Notizen meinerseits wurden von mir während des gesamten Forschungsprozesses begleitend geführt.

Die Interviews wurden von mir im Rahmen des Studienprojektes „Akademische Kulturen“ durchgeführt. Die Gesprächspartner_innen waren sowohl männlich als auch weiblich. Während der Interviews habe ich mir Notizen zu Auffälligkeiten notiert und das Verhalten der Interviewpartner_innen beobachtet. Kapitel 3 ist so aufgebaut, dass zuerst der Zugang zum Feld und die Auswahl der Interviewpartner_innen erläutert werden, danach gehe ich genauer auf die Interviewführung sowie auf die Auswertung der Interviews, die sich an der Grounded Theory orientiert, ein. Dieses Kapitel endet mit der Reflexion des gesamten Forschungsprozesses, bevor der analytische Hauptteil der Arbeit folgt.

3.1 Zugang zum Feld und Auswahl der Interviewpartner_innen

Über meine Betreuerin und Leiterin des Studienprojektes hab ich den Kontakt zu Kulturwissenschaftler_innen in Österreich, Deutschland und der Schweiz erhalten. Nachdem das geplante Interview mit einer_m Schweizer Kulturwissenschaftler_in nicht zustande gekommen ist, beziehen sich meine Ergebnisse auf Deutschland und Österreich. Per

¹⁰⁵ Dressel/Langreiter 2003, S. 3.

E-Mail habe ich die Kulturwissenschaftler_innen kontaktiert und Interviewtermine vereinbart. Fünf Interviews wurden jeweils in den Büros der interviewten Kulturwissenschaftler_innen an ihren Instituten durchgeführt. Ein Interview in einem Besprechungsraum, da der_die Gesprächspartner_in in einem kleinen Mehrparteienbüro arbeitet. Ein weiteres Gespräch wurde per Skype geführt. Ein Interviewleitfaden wurde an eine_n Kulturwissenschaftler_in per Mail gesendet und kam ausgefüllt zurück, wobei hier eine kurze persönliche Vorbesprechung über den Leitfaden stattgefunden hat.

Die Interviewpartner_innen wurden von mir so gewählt, dass jeweils mindestens ein_e Interviewpartner_in auf der Karrierestufe eines_r Professors_in, eines_r Dissertanten_in, eines_r Post-Docs, und eines_r Privatdozent_in stand und auch eines_r Projektmitarbeiter_in stand. Alter und Geschlecht sowie Orte, an denen die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen tätig sind, sind aufgrund umfassender Anonymisierung keine Faktoren, die in meiner Arbeit behandelt werden können.¹⁰⁶

Dennoch ist es relevant, ungefähre Alterskohorten und ein Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Interviewpartner_innen einzuhalten, da die Analysen sonst nicht vergleichbar sind. Die Positionen der einzelnen Interviewpartner_innen waren nicht ausschlaggebend für die Auswahl, sind aber ausgewogen. Daher lassen sich die Ergebnisse besonders gut miteinander vergleichen. Insgesamt wurden acht Interviews mit Kulturwissenschaftler_innen aus dem deutschsprachigen Raum durchgeführt, die den Hauptteil meines empirischen Materials ausmachen.

3.2 Interviewführung

Die Interviewform, die von mir gewählt wurde, ist jene des biografischen Interviews auf Basis eines Leitfadens.

„Die Bezeichnung biographisches Interview bezieht sich auf den Gegenstandsbereich und die Fragestellung der Forschung (vgl. Lehmann 1979/1980; Fuchs 1984; Fuchs-Heinritz 1998). Biographische Interviews können sowohl als offene Interviews, z.B. nach dem Verfahren des narrativen Interviews, konzipiert sein als auch teilstrukturiert auf einem Leitfaden basieren.“¹⁰⁷

Zentral war das Verständnis und die Nachvollziehbarkeit dessen, was die Kulturwissenschaftler_innen über ihre Arbeit an der Universität zu sagen haben. Da mich der Einstieg

¹⁰⁶ Anm.: Eine vollständige Anonymisierung ohne jeglichen Nachvollzug von Ort, Alter und Geschlecht wurde von den befragten Kulturwissenschaftler_innen gefordert.

¹⁰⁷ Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch; Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. und erw. Aufl. Berlin 2007, S. 169–188, hier S. 176.

in die akademische Berufswelt interessiert hat, wurde ein Teil der Biografie der Einzelnen erfragt, dies würde ich daher als biografisches Interview fassen. Meine Interviews basieren auf einem Leitfaden, damit die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews gegeben und der Aufbau bei allen Gesprächen ähnlich ist. Dies bedeutet, dass jedes Interview mit der Frage nach dem Einstieg in das universitäre Feld und den Gründen nach der Wahl eines wissenschaftlichen Studiums begonnen wurde. Danach habe ich versucht, den Erzählimpulsen der einzelnen Kulturwissenschaftler_innen zu folgen. Die weiteren Fragen dienten zum Nachfragen sowie dem Aufrechterhalten des Gesprächs, wenn das Interview ins Stocken geriet. So konnte ich sicherstellen, dass im Interview eine ähnliche Abfolge der Fragen gegeben war, aber dennoch die Interviewpartner_innen eigene Themen ansprechen und ihrer Erzählung folgen konnten, die sie selbst für wichtig erachteten. Ich habe versucht, dem Redeimpuls der Gesprächspartner_innen Platz einzuräumen und nicht auf Biegen und Brechen meinen Leitfaden durchzubringen. Gerade der „handlungstheoretische Ansatz“ ist ein sehr ergiebiger, um Alltagshandlungen sowie Strategien der Kulturwissenschaftler_innen zu befragen.

„Ausgehend von einem handlungstheoretischen Ansatz betrachten wir biografische Selbstdarstellungen als Konstruktionen und vermeiden damit die unangemessene Frage nach (objektiver) ‚Wahrheit‘. Zentral sind die Konstruktionsprinzipien des Dargestellten – sie geben Aufschluss über individuelle Welt- und Selbstsicherheit, Handlungsorientierungen und (objektivierbare) Handlungsbedingungen der Interviewpartnerinnen und -partner (Dausien 2004, 34).“¹⁰⁸

Der Ansatz der genauen Analyse der Konstruktionsprinzipien ist genau jener, den ich verwende, da dieser die subjektorientierte Perspektive miteinbezieht und so eine Eigenwahrnehmung der Kulturwissenschaftler_innen ermöglicht. Daraus ergeben sich Aussagen und Erzählungen, die durch den biografischen Hintergrund in ihren Kontext gebracht werden, wodurch besser verstanden werden kann, was die Interviewpartner_innen mit ihren Antworten aussagen wollten. Bestimmte Konstruktionsprinzipien des eigenen Lebens und des Arbeitsalltages im Berufsfeld Universität konnten somit erschlossen werden. Die Gespräche räumen damit eine lebensweltliche Relevanz für die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen ein und spiegeln und zeigen wie die Interviewpartner_innen Wissenschaft und das universitäre Arbeitsfeld verstehen.

¹⁰⁸ Zitiert nach: Kasabova, Anelia/Langreiter, Nikola: Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern. In: Zeitschrift für Biographieforschung. Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Heft 2/2007, Jg. 20, hier S. 194–213.

3.3 Auswertung der Interviews nach Grounded Theory

Wenn in dieser Arbeit davon ausgegangen wird, dass zur Auswertung der Interviews nach der Grounded Theory zur Anwendung kommt, so meint dies nicht, dass hierbei eine Orientierung an der Theoriebildung erfolgt. Es wird lediglich auf das methodisch/analytische Instrumentarium, die diese Theorie zur Auswertung und Kategorisierung der Interviews liefert, zurückgegriffen.

Die Grounded Theory nach Strauss „Grundlagen qualitativer Sozialforschung“ aus dem Jahre 1998¹⁰⁹ arbeitet in seinen Projekten mit Induktion, Deduktion und Verifikation. Diese Begriffe werden in diesem Kapitel erläutert. Dies sind Elemente, die ich ebenso verwende, da sie meiner Meinung nach eine gute Balance von Theorien aus dem Material mit Vorannahmen und somit bestimmten Thesen verknüpft werden.

Da ich mich schon einmal im Rahmen des Studienprojektes, wie schon in der Einleitung erwähnt, mit dem Thema Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen auseinandergesetzt habe und der Schwerpunkt auf der Ökonomisierung innerhalb der Universität lag, habe ich eine erweiterte Fragestellung gewählt. Diese Fragestellung hat das Potenzial durch die Erweiterung des Themas auf An- und Herausforderungen verschiedene Strategien und Praktiken herauszufiltern. Mit der längeren Befassung des Themas wäre es zielführend, die Fragestellung der vormaligen Beschäftigung als Hypothesen hinzuzufügen, um das große Ganze an Themen, die zur Beantwortung der Forschungsfrage nötig sind, zu erfassen.

Zum besseren Verständnis werde ich nun die Begriffe nach Strauss erläutern, der zugleich induktiv als auch deduktiv arbeitet, um dann die Verifikation der Hypothesen daraus zu erschließen:

„Mit Induktion sind die Handlungen gemeint, die zur Entwicklung einer Hypothese führen – d. h. der Forscher hat eine Vermutung oder eine Idee, die er dann in eine Hypothese umwandelt und schaut, ob diese, zumindest vorläufig, als Teilbedingung für einen Typus von Ereignis, Handlung, Beziehung, Strategie usw. brauchbar ist.“¹¹⁰

Wenn deduktiv geforscht wird, so meint dies, dass Implikationen aus den Hypothesen abgeleitet werden müssen, um die Verifikation vorzubereiten.¹¹¹

¹⁰⁹ Strauss, Anselm L.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 2. Aufl., Paderborn 1998.

¹¹⁰ Ebd., S. 37.

¹¹¹ Vgl. ebd., 1998, S. 37.

Meine Vorgehensweise ist induktiv und deduktiv zugleich, denn durch eine vormalige Beschäftigung mit dem Thema habe ich schon gewisse Vorannahmen generiert, aus denen ich bestimmte Hypothesen entwickelt habe, was induktives Arbeiten verlangt. Aber dennoch habe ich durch die Öffnung der Forschungsfrage von der Ökonomisierung der Kulturwissenschaften auf den Arbeitsalltag von Kulturwissenschaften anhand des Datenmaterials eine deduktive Vorgehensweise, aus dem bestimmte Theorien erst entwickelt werden können.

Ziel ist es, durch das genaue Kodieren des Datenmaterials nach Strauss und über das Schreiben von Memos über Kodes, eine starke Auseinandersetzung mit dem Inhalt des empirischen Materials zu schaffen. Beim Kodieren werden „natürliche Kodes“ von „konstruierte[n] Kodes“ unterschieden. Die „natürlichen Kodes“ sind Begriffe und Ausdrücke, die direkt aus dem Material kommen, die „konstruierten“ hingegen jene, die eher abstrakter zum Inhalt der Interviewpassagen gedacht sind. Das Wichtigste ist aber, egal ob natürlich oder konstruiert, dass beide Kodes eine vorläufige Bezeichnung bekommen, die diese eine Bündelung ermöglichen. So kann verhindert werden, dass die Dimensionen/Ebenen nicht zusammenpassen. Durch das Benennen werden diese Kodes auf zusammenhängende Ebenen gestellt, was das Analysieren erleichtert. Dann können diese einzelnen Kodes, zu übergeordneten Schlüsselkategorien gebündelt, auf einen gemeinsamen Nenner gebracht und miteinander verglichen werden. Das Bilden von sogenannten Schlüsselkategorien dient dazu, die Analyse zu konkretisieren und die unterschiedlichen Ebenen und Dimensionen sowie die Zusammenhänge besser herausfiltern zu können.¹¹²

Für die vorliegende Arbeit habe ich das offene Kodieren angewandt, das meiner Meinung nach „natürliche“ als auch „konstruierte“ Kodes beinhaltet. Dabei habe ich den einzelnen Passagen in den Interviews bestimmte Kodes zugeordnet, die die ausgewählten Passagen besonders kennzeichnen bzw. besonders aussagekräftig machen, um die Kodes theoretisch zu bündeln, wie dies auch Breuer vorschlägt.¹¹³

¹¹² Vgl. Strauss 1998, S. 67.

¹¹³ Breuer, Franz: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis, 2. Aufl. Wiesbaden 2010, S. 80.

3.4 Reflexion des Forschungsprozesses

Als Studentin eines kulturwissenschaftlichen Faches, ist es zum besseren Verständnis notwendig zu erläutern, dass das Forschen innerhalb des eignen Faches, also in meinem Fall das Befragen über Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen, reflektiert werden muss, so wie das in einer Feldforschung mit besonderer Nähe zum Feld immer der Fall ist.¹¹⁴

Für die Nachfolgefächer der Volkskunde, die sich aktiv mit Dekonstruktionen und Alltagen beschäftigen, ist es nicht immer einfach, mit diesem Nähe- und Distanzverhältnis umzugehen. So wird oft eine große Akzeptanz und Transparenz für kulturwissenschaftliche Erkenntnisinteressen verlangt, aber wenn es darum geht, dass das Arbeitsumfeld selbst zum Forschungsgegenstand wird, selbst nicht immer so toleriert. Dies wird in folgendem Auszug aus einem Interview deutlich. Insbesondere in kulturwissenschaftlichen Disziplinen ist es von großer Bedeutung, das Selbst der Forscher_innen mitzudenken und zu reflektieren. In einem Interview wurde das von einem_r Professor_in anhand folgenden Bildes deutlich gemacht:

„Natürlich bringt man eine Brille mit und diese Brille muss halt von allen Seiten betrachtet werden, das heißt, wir müssen sie runternehmen dürfen und können. Das tun natürlich andere Wissenschaften ungern und sie tun es besonders ungern natürlich, wenn eine fremde Wissenschaft sozusagen dann ankommt und reinschauen will. [...] Also was wir immer predigen, ja, diese wachsende Transparenz der Gesellschaft, der Medien und vieler anderer Dinge, die sind wir gar nicht immer bereit, auf uns selber anzuwenden.“¹¹⁵

Die Einschätzung aus dem Interview kann ich für meine Studie teilen. Im Forschungsverlauf stieß mein Vorhaben auf Irritationen, mitunter auf Ablehnung. Schon bei der Anfrage per Mail an Mitarbeiter_innen kam einmal die Antwort, dass das Thema nicht gut gewählt sei und deshalb meine Anfrage auf ein Interview abgelehnt wurde.

Reflexiv betrachtet, gibt es eine Reihe von möglichen Deutungen, die erklären könnten, warum es zu diesen Abwehrreaktionen kam. Eine erste Interpretation betrifft die Rollen, die ich als Forscherin und die von mir befragten, graduierten Kulturwissenschaftler_innen einnehmen. Die Rolle als Beforschte_r ist sicher für einige meiner Interviewpartner_innen eine ungewöhnliche gewesen, denn für den Normalfall sind sie es, die andere Menschen beforschen. Zudem sind Universitäten nach wie vor streng hierarchisch gegliederte Institutionen. Es lässt sich daher annehmen, dass ein Teil der Irritation und

¹¹⁴ Siehe dazu Text von Dressel/Langreiter 2003.

¹¹⁵ Interview mit einem_r Professor_in, 27.08.2014, S. 9.

Ablehnung daraus resultierte, dass ich als „Statusniedrigere“ universitätsangehörige Personen in mein Sample aufnahm, die zum Teil deutlich höhere Positionen bekleiden. Die hierarchischen Verhältnisse in der Wissenschaft sind überdies hinaus noch als Erklärung für das teils abwehrende und ausweichende Verhalten zu betrachten.

Gerade bei Kulturwissenschaftler_innen, die sehr gut mit den Methoden der Ethnographie wie Interviewführung und Teilnehmender Beobachtung vertraut sind, kamen an manchen Stellen im Interview positive Rückmeldungen zur guten Interviewführung oder Literaturtipps zur besseren Bearbeitung meiner Analyse. Es wurde auch Kritik daran geäußert, ein Thema zu behandeln, von dessen Forschungsfeld ich selbst ein Teil sei. Warum dieser Punkt allerdings als Kritikpunkt genannt wurde, ist für mich nur schwer nachzuvollziehen, da es gerade eine außergewöhnliche Stärke der Europäischen Ethnologie ist, das Eigene zu untersuchen und anschließend mit guter Reflexion bestimmte Annahmen herauszuarbeiten, die aufgrund der Nähe entstanden sind. Das Nähe- und Distanzverhältnis immer mit zu reflektieren und die eigenen Position im Forschungsfeld sowie die Vorannahmen in Bezug auf das Feld und auf die Akteur_innen zu Beginn darzulegen, ist in jeder Forschung von hoher Wichtigkeit.

Interessant waren immer wieder Literaturtipps für mich, wie ich das Thema noch vertiefen könnte. Die Interviewpartner_innen sind im Interview in der Rolle des_der Wissenschaftlers_in und sehen mich als Studentin, die möglicherweise Hilfe in der eigenen Analyse des Themenfeldes brauchen könnte.

Bei einer Interviewpartner_in, die noch am Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn steht, wird deutlich, dass selbst das Interview als Sprachrohr genutzt wird. Immer wieder wird erwähnt, wie dankbar die_der Doktorand_in ist, diese Stelle zu haben.

Nicht jede_r war davon begeistert, sich mit mir über den Arbeitsalltag zu unterhalten. Teilweise negative Rückmeldungen waren der Fall. Es kam sogar vor, dass eine Interviewanfrage mit großem Unverständnis abgewiesen wurde, da der_diejenige kein Interview über seine_ihre Wissenschaftsbiografie führen wollte. Weiters wird das Interview verwendet, um die eigenen Fertigkeiten, die eigene Expertise oder sich selbst als methodisch gut arbeitende_n und qualifizierte_n Wissenschaftler_in zu präsentieren. Dies wird zum Beispiel am Ende eines Interviews mit folgenden Aussagen bekräftigt: „Traumstelle¹¹⁶“, „Ich könnte mir nichts anderes vorstellen.¹¹⁷“, „Das ist halt wahnsinnig wichtig für mich, so einen Job zu haben.¹¹⁸“

¹¹⁶ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 16.

¹¹⁷ Ebd., S. 16.

¹¹⁸ Ebd., S. 16.

Gerade die Nachwuchswissenschaftler_innen stehen in Abhängigkeiten gegenüber ihren Betreuer_innen. Somit ist es nachvollziehbar, über einige Bereiche ihrer Arbeit und den Karriereplanungen nicht reden zu wollen. In diesen Hierarchie- und Machtverhältnissen werden Kontrollinstanzen von innen und von außen sichtbar.

Das nachfolgende Zitat von Kaschuba weist darauf hin, dass die Alltagswelt der Universität „als sozialer Erfahrungsraum der gesellschaftlichen Ideen- und Wissensproduktion“¹¹⁹ wenig erforscht wurde:

„Wir [die Sozial- und Kulturwissenschaften, K. P.] haben bei den [a]nderen [Fächern, K. P.] unsere wissenschaftliche Neugier als ein Grundrecht auf Erforschen und Wissen [...] effektiv und konsequent durchgesetzt. Uns selber freilich haben wir dabei weiterhin ausgespart und den Grundsatz der Transparenz auf die eigene akademische Lebenswelt noch kaum angewendet. Universität als ein sozialer Raum, als Lebenswelt mit logischen Ordnungen und Regeln, mit spezifischen Existenzweisen und Lebensstilen erscheint deshalb in unserer sonst so aufgeklärten Gesellschaft immer noch als eine meist nur ausgesprochen vage, vielfach unverständliche, ja geheimnisvolle Vorstellung.“¹²⁰

Weiters führt Kaschuba aus, dass diese Undurchsichtigkeit auf das universitäre Berufsleben hilft, „ihre eigene Machtposition [zu] behüten“¹²¹ und durch das Nichtwissen der anderen Macht erlangen.¹²²

Ich hatte das Gefühl, dass bestimmte Strategien und Routinen innerhalb der akademischen Arbeitswelt und des eigenen Arbeitsalltags nicht besprochen werden wollten. So mit wurde der Einblick in die Wissenschaftsbiografien bzw. in den akademischen Alltag verwehrt, was möglicherweise daraus resultierte, dass ich Einblicke in die sensiblen Bereiche der Lehrenden, zum Beispiel in ihre Karriereplanung, zu erhalten versuchte.

4 Veränderungen der universitären Arbeitswelt

In diesem Kapitel werden die Veränderungen der Hochschulpolitik in Österreich und Deutschland kurz zusammengefasst. Es geht nicht darum zu beurteilen, ob diese Veränderungen gut oder schlecht sind, sondern nur den Status Quo aufzeigen und zu erläutern, wie Universitäten früher im Vergleich zu heute organisiert waren.

¹¹⁹ Kaschuba, Wolfgang: Editorial. In: Bruch, Rüdiger vom/Bott, Marie-Luise/Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Alltagswelt Universität (=Jahrbuch für Universitätsgeschichte, Bd. 10). Stuttgart 2007, S. 7–11, hier: S. 7.

¹²⁰ Ebd., S. 7.

¹²¹ Ebd., S. 7.

¹²² Vgl. ebd., S.7.

Obwohl Humboldt forderte, dass sich die Universität weitausgehend selbst finanziert, da dies sonst zu einer Hemmung führen würde, unabhängige Forschungen und Forschungsergebnisse zu bekommen, so entspricht dies nicht den Tatsachen. Denn von finanziellen Mitteln abhängig waren die Universitäten bzw. die Wissenschaftler_innen immer schon. Der Grund, warum ich hier zum Kapitel der Veränderungen der universitären Arbeitswelt mit Humboldt beginne ist, weil in vielen Interviews dieser immer als Idealvorstellung von Universität genannt wird. Um zu sehen, wie fern Ideal und Realität voneinander liegen, muss nun darauf eingegangen werden, wie sich Universität entwickelt hat. Weiters eben nur so der Gesellschaft dienen könnte, wenn das Forschen und die Wissenschaft fern ab von einem schulischen System besteht. 1910 aber gab es dann wieder andere Theorien, die behaupteten, wenn die Universität ohne Unterstützung von staatlichen Geldern forscht, dann würde die Universität dem Kapitalismus verfallen.¹²³

Ein weiterer, sehr wichtiger Aspekt ist die Frage, wie die Universität wahrgenommen wird und wurde, und vor allem, wie die Humboldt'sche Idee im Laufe der Zeit versucht wurde umzusetzen. In dem Buch „Mythos Humboldt“ wurden Phrasen wiedergegeben, wie „Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre“¹²⁴, aber gleichzeitig darüber diskutiert, ob diese überhaupt von Humboldt getätigten wurden oder ihm einfach nur bis heute zugeschrieben werden.¹²⁵ In dem Text „Waren oder Wahrheit“ wird herausgearbeitet, dass es nicht darum geht, einen Gegensatz zwischen dem Humboldt'schen Universitätsideal und Ideal der Universität als Unternehmen herzustellen – denn auch in der damaligen Zeit war die Finanzierung ebenso wichtig – sondern nach den Werten der Universität zu forschen. Schon 1918 gab es die Befürchtung, dass die Universität in einer Krise steckt, da diese immer mehr in eine kapitalistische Universitätsstruktur verändert wurde.¹²⁶ Dies zeigt meiner Meinung nach, dass es nicht darum geht, diese anscheinend zunehmende Ökonomisierung an den Pranger zu stellen, sondern zu überlegen, wie die Werte der Universität erhalten bleiben können und die Kreativität in der Forschung gestärkt werden kann.

¹²³ Vgl. Vom Bruch, Rüdiger: Langsamer Abschied von Humboldt? Etappen deutscher Universitätsgeschichte 1810–1945. In: Ash, G. Mitchell (Hg.): *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*. Wien, Köln, Weimar 1999. S. 29–57, hier: S. 33–34.

¹²⁴ Ash, Mitchell G.: Mythos Humboldt gestern und heute – Zur Einführung. In: *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*. Wien/Köln/Weimar 1999, S. 7–25, hier: S. 10.

¹²⁵ Ebd., S. 10. Siehe dazu auch: Vom Bruch 1999, S. 29–57.

¹²⁶ Vgl. Vermeir, Koen: Waren oder Wahrheit? Wissenschaftliche Forschung als Ökonomie des Schenkens. In: Krijnen, Christian; Umlauf, Chris Lorenz Joachim: Wahrheit oder Gewinn? Über die Ökonomisierung von Universität und Wissenschaft. S. 133–157.

Im österreichischen Universitätsgesetz von 2002 wurde festgelegt, dass die Förderung des Nachwuchses durch die Erarbeitung von wissenschaftlichen und künstlerischen Inhalten „zur Bewältigung der gesellschaftlichen Herausforderungen in einer sich wandelnden humanen und geschlechtergerechten Gesellschaft beizutragen“¹²⁷ hat. Weiters steht, dass „die Universitäten und dessen Organe in größtmöglicher Autonomie und Selbstverwaltung“¹²⁸ arbeiten sollen. Wichtig dazu sind Bemerkungen von Sutter, dass das Gesetz unter der Regierung der ÖVP/FPÖ erlassen wurde. Während einerseits das UG 2002 den Universitäten mehr Autonomie zugesteht, wird dadurch andererseits der Wettbewerb enorm gefördert. Denn die Hochschulen müssen Leistungsvereinbarungen mit dem Bund treffen.¹²⁹ Dies hat zu einer enormen Umgestaltung der Universitäten geführt und daraus resultiert ein immer stärker werdender Druck, Drittmittel einzuwerben, und den Nutzen der universitären Forschung für die Gesellschaft zu legitimieren.

Einige der leitenden Grundsätze lauten wie folgt: „Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre“¹³⁰, „Mitsprache der Studierenden [...] bei der Qualitätssicherung der Lehre und der Verwendung der Studienbeiträge“¹³¹ sowie „soziale Chancengleichheit“¹³². Folgende Aufgaben soll die Universität erfüllen: „Heranbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“¹³³, „Unterstützung der Nutzung und Umsetzung ihrer Forschungsergebnisse in der Praxis und Unterstützung der gesellschaftlichen Einbindung von Ergebnissen der Entwicklung und Erschließung der Künste“¹³⁴, Gleichstellung von Frauen und Männern und Frauenförderung“¹³⁵. Weiters wird eine Verbesserung der Betreuung der Studierenden sowie eine „gesellschaftliche Zielsetzung“¹³⁶ und zwar die soziale Durchlässigkeit von forschungsrelevanten Themen, sowie „der Ausbau von gesellschaftlichen relevanten Forschungsbereichen“¹³⁷ gefordert. Erhöhung der Internationalität und der Mobilität sind dabei genauso wichtig, wie die oben genannten Aufgaben. Leistungsver-

¹²⁷ Österreichisches Hochschulrecht: Universitätsgesetz 2002 (Heft 14, Stand 2013), S. 13.

¹²⁸ Ebd., S. 13.

¹²⁹ Vgl. hierzu Fußnote 106 in Sutter, Owe: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenfor-schung, Bd.7), Frankfurt/New York 2013, S. 157.

¹³⁰ Österreichisches Hochschulrecht: Universitätsgesetz 2002 (Heft 14, Stand 2013), S. 13.

¹³¹ Ebd., S. 14.

¹³² Ebd., S. 14.

¹³³ Ebd., S. 14.

¹³⁴ Ebd., S. 15.

¹³⁵ Ebd., S. 15.

¹³⁶ Ebd., S. 20.

¹³⁷ Ebd., S. 20.

einbarungen der Institute und der einzelnen Akteur_innen an der Universität zählen genauso zur Finanzierung hinzu wie das Budget, dass die Universität vom Staat bekommt.¹³⁸

„Die wöchentliche Normalarbeitszeit beträgt 40 Stunden, soweit nicht durch Kollektivvertrag abweichende Regelungen getroffen werden. Die Tagesarbeitszeit darf 13 Stunden nicht überschreiten. Die Wochenarbeitszeit darf innerhalb eines Durchrechnungszeitraumes von bis zu 17 Wochen im Durchschnitt 48 Stunden und in den einzelnen Wochen des Durchrechnungszeitraumes 60 Stunden nicht überschreiten. Beträgt die Gesamtarbeitszeit sechs Stunden muss eine 30 Minuten lange Pause eingehalten werden.“¹³⁹

Eine Lücke meiner Forschung ist, dass zur Frage zum eigenen Arbeitsalltag niemand über seine_ihre Arbeitszeiten gesprochen hat. Liegt dies daran, dass das für die Kulturwissenschaftler_innen ganz selbstverständlich ist bzw. das eigene Selbstverständnisses ihres Berufes, Überstunden etc. zu machen. Aber die Frage nach dem eigenen Arbeitsalltag würde eben auch die Arbeitszeiten miteinschließen. In einigen Interviews wurden die täglichen Anfangszeiten genannt, aber nicht wie lange ein „normaler“ Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen dauert.

Anschließend geht es nun um die Arbeitsverhältnisse an der Universität. Die sogenannte „Kettenvertragsregel“ besagt nämlich nicht nur, dass nach sechs Jahren an der Universität Schluss ist und es notwendig ist, sich in einer anderen Universität umzusehen. Allerdings gibt es Möglichkeiten und Wege im Rahmen von Projektarbeit diese Zeit von sechs Jahren zu verlängern. Dennoch wird in den Interviews die „Kettenvertragsregel“ immer wieder zitiert und scheint ein Mitgrund für die prekären Arbeitsverhältnisse zu sein. Zur Dauer des Arbeitsverhältnisses in Universitäten ist folgendes im UG 2002 zu lesen:

„Eine mehrmalige unmittelbar aufeinander folgende Befristung ist nur bei Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, die im Rahmen von Drittmittelprojekten oder Forschungsprojekten beschäftigt werden, bei ausschließlich in der Lehre verwendetem Personal sowie bei Ersatzkräften zulässig. Die Gesamtdauer solcher unmittelbar aufeinander folgender Arbeitsverhältnisse einer Arbeitnehmerin oder eines Arbeitnehmers darf sechs Jahre, im Fall der Teilzeitbeschäftigung acht Jahre nicht überschreiten. Eine darüber hinausgehende einmalige Verlängerung bis zu insgesamt zehn Jahren, im Fall der Teilzeitbeschäftigung bis zu insgesamt zwölf Jahren, ist bei sachlicher Rechtfertigung, insbesondere für die Fortführung oder Fertigstellung von Forschungsprojekten und Publikationen zulässig. Die Wissenschaft ist immer im Rahmen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu sehen.“¹⁴⁰

¹³⁸ Vgl. Österreichisches Hochschulrecht: Universitätsgesetz 2002 (Heft 14, Stand 2013), S. 18ff.

¹³⁹ Ebd., S. 112.

¹⁴⁰ Ebd., S. 111.

Gerade der Bologna-Prozess¹⁴¹ hat zu einer „Neuerfindung der Universität“¹⁴² beigetragen, die vor allem die Begriffe wie Ökonomisierung und Management besonders in den Mittelpunkt stellt. Da in allen Interviews wiederholt auf die Veränderungen der Universität zu einem Unternehmen hingewiesen wurde, bin ich genau auf diese Annahmen der Interviewpartner_innen eingegangen und habe durch viele Gespräche und die Literatur ebenso eine Transformation der Universitäten festgestellt. Diese Vorannahme schlägt sich in Kapitel 5 und 6 der vorliegenden Arbeit nieder.

Wenn von den Veränderungen in der Arbeitswelt Universität gesprochen wird, muss dazu die Veränderung von Arbeit im Allgemeinen untersucht werden. Götz und Lemberger gehen in „Prekar arbeiten, prekar leben“¹⁴³ davon aus, dass die Gesellschaft in der „Kultur des neuen Kapitalismus“¹⁴⁴ angekommen ist.¹⁴⁵ Das Konzept des „neuen Kapitalismus“ geht auf Sennett zurück, der dieses 1998 entwickelt hat. Dabei stehen nicht mehr die Leitlinien des Fordismus im Vordergrund. Die Begrifflichkeiten der „Selbstökonomisierung und Subjektivierung des Selbst“ treten verstärkt ins Zentrum. Tiefgreifende Transformationen von Wirtschaft und Gesellschaft sowie ein wirtschaftliches System, das immer mehr Wachstum und Ökonomisierung fordert, führen dazu, dass die Arbeitnehmer_innen mehr und mehr ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen müssen.¹⁴⁶

Laut dem Beitrag von Liebsch mit dem Titel „Von langer Hand vorbereitet? Neue Organisationslogiken und die Bewältigung der universitären Zukunft“ wurde in Deutschland schon seit den 1990er Jahren daran gearbeitet, die Universität zu „zu rationalisieren, sie gestalt- und kontrollierbarer zu machen“¹⁴⁷. Dazu wurde das New Public Management zum „Leitmotiv der Universitätsentwicklung“¹⁴⁸, um eine Steuerung der Universität zu schaffen.

„Es ist bemerkenswert, dass sich auch eine Institution wie die Universität, die seit Jahrhunderten einen bedeutenden und unangefochtenen Platz in der Gesellschaft

¹⁴¹ Die Bologna-Reform dient dazu, die Hochschulen in der EU zu reformieren und zu optimieren, einen Austausch von Studierenden und Personal zu erleichtern und die Hochschulen innerhalb der EU vergleichbar zu machen.

¹⁴² Oloff, Aline/Rozwandowicz, Anja: „...weil eben alles in Bewegung war.“ Gender Studies in der neuen Universität. In: Audehm, Katrin/Binder, Beate/Dietze, Gabriele/Färber, Alex (Hg.): Der Preis der Wissenschaft. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2005, S. 23–35, hier S. 23.

¹⁴³ Götz/Lemberger 2009.

¹⁴⁴ Sennett, Richard: Die Kultur des neuen Kapitalismus. 4. Aufl. Berlin 2009.

¹⁴⁵ Götz/Lemberger 2009, S. 7–8.

¹⁴⁶ Vgl. ebd., S. 7.

¹⁴⁷ Liebsch, Katharina: Von langer Hand vorbereitet? Neue Organisationslogiken und die Bewältigung der universitären Zukunft. In: Hoyer, Timo/Beumer, Ullrich/Leuzinger-Bohleber, Marianne (Hg.): Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation (=Schriften des Sigmund-Freud-Instituts, Bd. 6), Göttingen 2011, S. 203–218, hier S. 203.

¹⁴⁸ Ebd., S. 203.

einnimmt, verunsichert fühlt und ihre Tätigkeit nach außen hin in Form qualitativer Faktoren rechtfertigen zu müssen glaubt.“¹⁴⁹

Eine Messbarkeit und ein größerer Nutzen der universitären Forschung sind weitere Elemente, die im Rahmen der verstärkten Ökonomisierung der Gesellschaft und der damit einhergehenden Wachstumsgesellschaft eine immer größere Rolle an den Universitäten spielen. Strukturelle Veränderungen wie Managementsysteme, Exzellenzverfahren und weitere Kontrollsysteme aus wirtschaftlichen Arbeitsfeldern führen zu einer enormen Transformation von Hochschulen in Europa.¹⁵⁰

Durch die oben genannten strukturellen Änderungen und die neuen Universitätsgesetze sind die Kulturwissenschaftler_innen mit diesen Transformationen konfrontiert. Diese Anforderungen und Herausforderungen kommen in den Interviews vor und sind Teil des kulturwissenschaftlichen Arbeitsalltages – ganz egal, wie klein das Institut oder die Fachrichtung ist. In den Interviews werden aber Klischees vom „perfekten Wissenschaftler“, der keinen Beruf ausübt, sondern zu seinem Beruf berufen ist, wodurch eine vollkommene Entgrenzung von Arbeit und Freizeit die einzige richtige Konsequenz ist und eine Vereinbarung von Beruf und Familienleben kaum möglich scheint, reproduziert.

Wie kann es sein, dass Kulturwissenschaftler_innen, die mit kritischem Blick das eigene Tun und Handeln hinterfragen und reflektieren, diese Klischees vom „perfekten Wissenschaftler“ in den Interviews ansprechen. Hier spreche ich absichtlich von der männlichen Form, da auch dieses Klischee in den Interviews bedient wird und Universität und Kinder bei Frauen auch heute noch schlecht zu vereinbaren seien.¹⁵¹ In vorliegender Arbeit standen die Arbeitsalltage der Kulturwissenschaftler_innen zur Diskussion. Doch über diesen habe ich am Wenigsten erfahren, während allgemein bekannte Veränderungen in den Hochschulen eher im Vordergrund standen.

Um dies besser verständlich zu machen, folgen nun Beispiele aus den Interviews, wie die verändernde Universität dargestellt wurde: Meine Frage, ziemlich zu Beginn eines Interviews mit einer_m Doktorand_in, ob die Universität bzw. die Professor_innen etwas an einer möglichen beruflichen Perspektivenlosigkeit bei den Studierenden ändern könnten, wenn sie darauf explizit hinweisen würden, wurde folgendermaßen geantwortet:

„[...] Darauf sollte unbedingt hingewiesen werden vor allem in den Einführungsvoranstaltungen. Ich glaube nach wie vor, dass die Universität eine sehr elitäre Einrichtung ist, die bestimmte Leute mit bestimmten habituellen Dispositionen bedient.“

¹⁴⁹ Osterloh, Margit/Frey, Bruno S.: Rankings und der Preis der Wissenschaft. In: Der Preis der Wissenschaft, 1/2005, S. 65–76, hier: S. 65.

¹⁵⁰ Vgl. Vonderau, Asta: Bologna Backstage. Infrastrukturen der Exzellenz. In: Preis der Wissenschaft, 1/2015, S. 38–50, hier: S.41.

¹⁵¹ Vgl. Interview einem_r Doktorand_in am 25.09.2014, S. 6.

Ich komme persönlich eher aus einem tendenziell kleinbürgerlichen Haushalt. So, dann studiert man und nach dem Studium hat man einen Job. Das ist so das Credo. Meine Eltern haben noch in den 60er/70er Jahren studiert, da war das noch was völlig anderes. Der Berufsweg war viel normierter, viel selbstverständlicher. Diese Einstellung wurde, glaub ich, auf mich übertragen. [...] Ich habe das sozusagen verinnerlicht, natürlich, und hab dann, glaub ich, implizit erwartet, nach dem Studium wird das schon laufen. So ist es halt aber nicht. [...] Deswegen würd ich da schon unbedingt drauf hinweisen wollen im Studium. [A]ber wie gesagt, es ist kein Medizinstudium, kein Jusstudium. Es ist ein Wissen, das einem angeboten wird, das man sich selber aneignen muss und dann muss man aber das Wissen sehr selbstbewusst und eigenständig umsetzen können.“¹⁵²

Er_sie macht einen Gegensatz von der Universität, die seine_ihre Eltern besucht haben zur heutigen Form der Universität, was bedeutet, dass der_die Doktorand_in eine klare Veränderung innerhalb der Strukturen von Universität wahrgenommen hat. Der_die Doktorand_in bringt die eigene Biografie der Familie in die Beantwortung der Frage und versucht, über den Habitus seiner_ihrer Familie und über das soziale Milieu dem er_sie angehört die berufliche Laufbahn und den Werdegang, der selbstverständlich für sie_ihn ist, zu legitimieren. An einer weiteren Stelle im Interview wird von dem_der-selben Doktorand_in erneut die Theorie aufgestellt, dass das „[K]larkommen“¹⁵³ im Studium damit zu tun hat, ob die Studierenden aus einem akademischen Haushalt kommen oder nicht.¹⁵⁴ Gleichzeitig setzt die_der Doktorand_in eine „Früher war alles besser-Erzählung“ an, indem er_sie beschreibt, dass sie_er im Studium noch „völlig frei wählen“¹⁵⁵ konnte, was heute in dem verschulten Bologna-System nicht mehr möglich sei. Daraus schließt die_der Doktorand_in, dass diese Verschulung eine Sicherheit vorgibt, die nach dem Studium wegfällt.¹⁵⁶ Hier stelle ich mir dann die Frage, ob das Problem, nach dem Studium vielleicht erstmal perspektivenlos zu sein, so oder so besteht, egal ob man im Studium völlig frei wählen kann, egal ob das Hochschulsystem freier oder modularisiert bzw. verschult ist. Das Problem, nicht zu wissen, wie es nach dem Studium weitergehen soll, ist bei beiden Szenarien gegeben, und das nicht nur in der universitären Arbeitswelt.

¹⁵² Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 4.

¹⁵³ Ebd., S. 5.

¹⁵⁴ Vgl. ebd., S. 5.

¹⁵⁵ Ebd., S. 5.

¹⁵⁶ Ebd., S. 5.

5 Arbeitswelt Universität – Wege in die Wissenschaft

Welche Erzählzwänge und Logiken bzw. Machtstrukturen liegen den Erzählungen der Akteur_innen zugrunde? Die Antwort auf diese Frage ist wichtig, um überhaupt die Aussagen der Einzelnen sinnvoll analysieren und verstehen zu können.

„Das ist auch ein Lob an die [Institutsleitung, K.P.], weil [er_sie, K.P.] mir auch den Freiraum lässt, meine Dinge zu machen, seitdem ich eigentlich hier bin.“¹⁵⁷ Dieses Lob in einem Interview¹⁵⁸ zeigt meiner Meinung nach beispielhaft, dass die hierarchischen Strukturen an der Universität wirkmächtig sind, denn der_die Interviewpartner_in hat vermutet, so meine Interpretation, dass dieses ausgesprochene Lob möglicherweise den Weg zur entsprechenden Person finden könnte. Wird so etwas in einem Interview gesagt, dann spielt die Stelle, an der so ein Lob angesprochen wird, eine Rolle, denn so etwas in einem Interview über den Universitätsalltag als Kulturwissenschaftler_innen als Aussage zu tätigen, weiß eben auf diese hierarchischen Strukturen an der Universität hin. Je nach Position der einzelnen Kulturwissenschaftler_innen wird die Arbeitswelt Universität differenziert wahrgenommen.

Ein_e Professor_in machte zu Beginn des Interviews eine kurze Begriffsdefinition von Kulturwissenschaft und beschreibt die Zusammenhänge mit ihrer_seiner Biografie und Gesellschaft:

„Aber vielleicht noch kommentierend, [...] was, glaube ich, in den kulturwissenschaftlichen Fächern eine Rolle spielt, dass sehr oft die Zeitumstände, soziale Bewegungen und die politischen, gesellschaftlichen Umstände eine Rolle gespielt haben. Was die Fächer und Wissenschaften thematisch machen und wie man mit Wissenschaft umgeht und das hat mich, glaube ich, auch sehr geprägt. Und ich sage immer: ,Viele unserer heutigen Fächer und Forschungsfelder und Forschungsperspektiven und Forschungskonzepte sind eben nicht im Elfenbeinturm entstanden, sondern stark aus der Gesellschaft heraus mitgeprägt worden.“¹⁵⁹

Damit wird der Zusammenhang von Universität und Gesellschaft deutlich, nicht nur auf die kulturwissenschaftlichen Forschungsfelder ausgelegt, sondern auch in Bezug auf die hochschulpolitischen Rahmenbedingungen. Lehnt man sich, was das Thema Veränderungen gegenwärtig sowie in den letzten Jahren betrifft, an Kramer an und folgt der Frage

¹⁵⁷ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 8.

¹⁵⁸ Ebd., S. 8.

¹⁵⁹ Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 2.

der „Krise der Wachstumsgesellschaft“¹⁶⁰, dann reicht es nicht aus, die Hochschule isoliert zu betrachten. Veränderungen werden in der Gesellschaft in allen Bereichen deutlich und darunter eben auch in jenem der „akademischen Kulturen“.

Dieses einleitende Kapitel hin zu den Analysekapiteln bezieht sich auf die Erzählungen der Kulturwissenschaftler_innen, wie diese den Weg in die universitäre Arbeitswelt beschritten haben und welche Motivationen dahinter stehen. Danach folgen die Beschreibungen der Arbeitsalltage, wobei hier nicht immer selbstverständlich und gerne aus dem Nähkästchen geplaudert wurde.

Die Einstiegsfrage meiner Interviews lautete: „Wie würden Sie Ihren eigenen Werdegang beschreiben und gab es bestimmte Gründe, Chancen oder Interessen, warum Sie sich für die universitäre Laufbahn entschieden haben?“¹⁶¹. Diese war bewusst eher breit gewählt, um zu schauen, welchen Erlebnissen zu Beginn der universitären Laufbahn für die Wissenschaftler_innen besondere Bedeutungen zugeschrieben werden. Viele der Interviews haben mit der Erzählung begonnen, dass die Kulturwissenschaftler_innen ihren Einstieg und die Begeisterung für das Fach ganz „zufällig“ entdeckt haben und „Glück“ hatten, in die akademische Arbeitswelt „hineinzugeraten“.

„[...] aber ich glaube, man sieht in der Biografie schon, dass relativ viel auch Zufälle sind, glückliche Umstände, in gewisser Weise auch wirklich Glück gehabt zu haben, dort gelandet zu sein, wo ich jetzt bin. Das war kein linearer Weg.“¹⁶²

Kasabova und Langreiter¹⁶³ haben dies in ihren Texten so interpretiert, dass die Begriffe Glück und Zufall meist „als gestalterische Elemente in der Präsentation des Selbst eingesetzt“¹⁶⁴ und als „alltägliche Erzählstrategie“¹⁶⁵ verwendet wurden, die das Interesse des Gegenübers wecken sollen. Dies sind ähnliche Erfahrungen, die auch anhand des für vorliegende Arbeit verwendeten empirischen Materials bestätigt werden kann.

Es waren aber nicht nur die Faktoren Zufall und Glück, die in Bezug auf den Einstieg in die Universität genannt wurden. Der Spaß am Studieren oder starkes inhaltliches Interesse an Masterarbeiten oder Dissertationen waren wesentliche Elemente, die ein Interesse am universitären Berufsfeld gefördert haben.

Vorannahmen und Vorstellungen, wie denn der Beruf als Wissenschaftler_in sein könnte oder spezielles Interesse an ethnografischen Methoden, die Vorstellung als Kul-

¹⁶⁰ Kramer, Dieter: Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft, Marburg 2016.

¹⁶¹ Interviewleitfaden zu Wissenschaftsbiografien, Frage 1.

¹⁶² Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 1.

¹⁶³ Kasabova/Langreiter 2007.

¹⁶⁴ Ebd., S. 195.

¹⁶⁵ Ebd., S. 196.

turwissenschaftler_in mit vielen Freiheiten innerhalb der universitären Arbeitswelt betraut zu werden oder einen Job zu haben, der gesellschaftlich relevant ist, waren weitere genannte Faktoren, die einen Fortgang innerhalb der universitären Arbeitswelt gefördert haben.¹⁶⁶

Nicht immer war das Interesse am Fach oder an den Forschungsmethoden ein Grund, Kulturwissenschaftler_in zu werden. In manchen Erzählungen wurde die Wahl des Studienfaches als Zufall erzählt. Aber wenn die Wahl für die Fachrichtung „zufällig“ getroffen wurde, so braucht es meiner Meinung nach doch ein Interesse und eine Motivation, den Beruf als Kulturwissenschaftler_in auszuüben. Andere sind nach dem Studium dem_r Partner_in gefolgt, haben einen Ortswechsel vorgenommen und sind dabei an eine bestimmte Universität gekommen.¹⁶⁷ Das Glück, bestimmte Menschen kennengelernt zu haben, um überhaupt die Möglichkeit zu erhalten, eine Stelle an der Universität anzutreten, wurde des Öfteren als weiterer Grund genannt.¹⁶⁸

Was aber, so wie dies Kasabova/Langreiter schreiben, als Tabu gilt, ist ein Ortswechsel auf Grund von finanzieller Motivation. Ein_e Kulturwissenschaftler_in beschreibt die Motivation für die Entscheidung für eine bestimmte Stelle, wie folgt:

„Und das war schon so eine familiäre Motivation und es gab ganz klar eine städtische Motivation, weil mir das Großstadtleben doch sowohl in der Lehre, als auch im sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten sehr viele Möglichkeiten offeriert. [...] Und es war eine der größten Stellen des Fachs, wobei das der geringste Grund war. Es war eigentlich kein Grund, sondern ich habe eher überlegt, ob ich das wirklich will.“¹⁶⁹

Laut Kasabova/Langreiter sind finanzielle Motivationen für die Annahme einer Stelle im Arbeitsumfeld Universität ein Tabu. Aber bei der Formulierung „eine der größten Stellen im Fach“ kann von einer finanziellen Besserung und einem gewissen Prestige ausgegangen werden. Ein Hinweis darauf, dass dieses Tabu ebenso in der Aussage deutlich wird, ist dann die Abschwächung durch die Phrase „wobei das der geringste Grund war. Es war eigentlich kein Grund...“ Beim Anhören des Interviews fällt eine starke Änderung der Intonation auf. Denn von einem sicheren Erzählmodus wird die Stimme ganz leise und flüstert schon fast „Und es war eine der größten Stellen im Fach“. Danach wird die Stimme erhoben und ganz laut „wobei das der geringste Grund war“ artikuliert. Das Ver-

¹⁶⁶ Vgl. Interview mit einem_r Dissertand_in am 25.09.2014, S. 1.

¹⁶⁷ Vgl. Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 2.

¹⁶⁸ Vgl. ebd., S. 2.

¹⁶⁹ Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 2.

halten deutet meiner Meinung nach genau auf dieses Tabu hin, dass ein Ortswechsel aufgrund von finanzieller Motivation nicht „gesagt“ werden darf und wenn, dann nur geflüstert.

Eine große Rolle spielten in den Erzählungen Schlüsselerlebnisse sowie Abschlüsse, die die Interviewten immer wieder antrieben, weiterzumachen, oder persönliche Krisen, die eine universitäre, wissenschaftliche Karriere hemmten. Zu einer Wissenschaftsbioografie gehören positive als auch negative Erlebnisse, mit denen auf unterschiedliche Weise umgegangen wurde. Positive Erlebnisse verhalfen zu einer Steigerung der Selbstsicherheit und wurden in einigen Erzählungen ähnlich der folgenden Passage geschildert:

„Das erste [Schlüsselerlebnis, K. P.] war sicher die Magisterarbeit, dass sich das so entwickelt hat. Bei dem Zweiten, bei der Habilitation war es dann schon stärker klar, wenn ich jetzt weitergehe, dann ist es eine ziemliche Einbahnstraße und dann wird es auch problematisch, ob ich je eine Stelle bekomme. Ich habe dann auch aufgrund vom Mangel wirklicher anderer Alternativen, aber auch weil mir das wissenschaftliche Arbeiten wirklich sehr liegt und mir vor allem das Arbeiten mit Studierenden auch sehr viel Freude gebracht hat, [weitergemacht, K. P.].“¹⁷⁰

In dieser Interviewpassage werden Abschlüsse, die Arbeit mit Studierenden und die Freude daran als positive Motive angeführt. Negative Ereignisse wären in diesem Fall der „Mangel wirklicher anderer Alternativen“ und die Vorstellung, dass der Abschluss in einer Einbahnstraße münden würde, was Angst und Perspektivenlosigkeit zur Folge gehabt hätte.

In einigen Gesprächen wurden erhaltene Stipendien als Antrieb, im universitären Bereich tätig zu sein, genannt. Während des Erhalts oder nach dem Auslaufen des Stipendiums haben die Befragten meist die bewusste Entscheidung für das Universitätsleben getroffen. Hier wird wiederum die Bedeutung eines Stipendiums innerhalb des akademischen Bereichs als finanzielle Unterstützung für eine universitäre Laufbahn der Kulturwissenschaftler_innen in den Interviews als besonders fördernd wahrgenommen.

Viele Entscheidungen zur Annahme von bestimmten Stellenangeboten wurden nicht nur anhand intrinsischer Faktoren getroffen, sondern ebenso von extrinsischen Faktoren bedingt. Intrinsische Faktoren stellen jeglichen Antrieb, der von den Personen selbst – also aus eigenem Interesse, Spaß sowie Freude am wissenschaftlichen Arbeiten – kommt, dar. Die extrinsischen Faktoren wie Glück, dass die Stelle überhaupt angeboten wurde, familiäre Motive, der Ort der Anstellung oder die Höhe der Position innerhalb der universitären Hierarchie sind weitere positive Faktoren, die die Motivation, im akademischen Bereich weiterzukommen, vorangetrieben haben.

¹⁷⁰ Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 2.

Es war nicht immer nur der Faktor Glück, die bei den Interviews am stärksten betont wurde. Einige Wissenschaftler_innen, die großen Wert darauf gelegt haben, die Frage nach dem Einstieg in das Arbeitsfeld Universität stark im Zusammenhang mit der Entwicklung des kulturwissenschaftlichen Fachs zu beantworten, haben politische und gesellschaftliche Ereignisse sowie das Interesse an diesen Geschehnissen als Motivation genannt, überhaupt die Universität als Berufsfeld in Betracht zu ziehen. In diesen Erzählungen wurden keine äußeren Umstände genannt, warum die jeweilige Person in der Universität überhaupt Fuß fassen wollte, sondern dass *der_die Gesprächspartner_in* selbst aus Interesse das Studium gemacht hat und sich somit auch selbst motiviert und selbstoptimiert hat, um weiterzukommen.¹⁷¹

„Naja, ich habe mich vorwiegend selber gefördert, hatte ich den Eindruck, Fördermaßnahmen, Programme, andere Dinge gab es [damals] nicht. [...] Förderung in dem Sinne gab es sicherlich sozusagen inhaltlich, wenn man sich engagiert hat und identifiziert hat mit einem Thema und wenn man ein Studium wollte, dass man sehr stark selbst verantwortet hat. Ich habe mir meine Themen immer selber gesucht und ich glaube, das ist auch ein großer Unterschied, auch von den Möglichkeiten her, zu den heutigen Formen von BA- und MA-Studium. Dass ich das Gefühl hatte, das ist mein Studium, das ist mein Terrain.“¹⁷²

Hier kann eine stark in der Retrospektive vorgenommenen Deutung auf den Beginn der Karriere an der Universität analysiert werden. Es kommt durch die Darstellung in den Interviews, dass *der_diejenige* ganz auf sich alleine gestellt war und sich selbst am meisten gefördert hat, zu einer „Heroisierung“ des eigenen Karriereweges und zu einer steil aufsteigenden Erfolgskarriere, was sich im weiteren Verlauf des Gesprächs bestätigt.¹⁷³ Dieser Vergleich, der hier gemacht wurde – überhaupt in Hinblick zum BA-/MA-System –, ist auch sehr interessant. Davon auszugehen, dass es im gegenwärtigen System keine Wahlmöglichkeiten gibt, vielleicht nicht so, wie dies zu den Studienzeiten *des_r Gesprächspartner_in* der Fall war, und trotzdem kann gewählt werden, welche Lehrveranstaltungsthemen interessant sind und welche nicht.¹⁷⁴

In den Interviews zeigte sich, dass von jedem_r Wissenschaftler_in anderen Situationen Bedeutung zumindest, wobei fördernde Ereignisse ebenso eine große Rolle spielen wie Negativbeispiele, um eine Stelle im wissenschaftlichen Arbeitsfeld voranzutreiben. Nicht nur persönliche Entwicklungen kommen dabei zum Tragen, sondern auch Beispiele, die

¹⁷¹ Vgl. Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 2–3.

¹⁷² Ebd., S. 3.

¹⁷³ Vgl. ebd., S. 4–15.

¹⁷⁴ Anm.: Dazu könnte eine Forschungsarbeit angeschlossen werden, wie sich die Wahlfreiheit im Laufe der Jahre innerhalb der Fakultäten verändert hat. Das Wissen um die Wahlmöglichkeiten im BA-/MA-System habe ich aus meiner eigenen Studienzeit entnommen.

allgemeine Veränderungen aufgrund bestimmter Ereignisse zur Folge hatten, werden angesprochen.

„Na, es gab natürlich schon, da, wo ich studiert hab, meinen Prof, der mich betreut hat, der war immer sehr ermutigend auf jeden Fall. Und der hat mir dann auch, also, ich habe die Stelle hier zwar im Internet gefunden, aber der hat auch mal geschaut und weitergeschickt und mich ermutigt, mich doch zu bewerben. Ich würde sagen, dass schon auch dieses ganze Umfeld, das ich dann damals hatte, schon sehr hilfreich war.“¹⁷⁵

Das Zitat macht deutlich, wie wichtig die Unterstützung von Mentor_innen für das Vorkommen zu Beginn des Studiums ist. Ermutigung durch Professor_innen wird in den Interviews oft als Faktor genannt, um den Weg in die Arbeitswelt Universität zu beschreiben. Die Unterstützung und die Anleitung des_der Professor_in sind als positive Motive, die von außen wirken, und die eigene akademische Laufbahn gefördert haben, genannt worden. Nicht nur persönliche Unterstützung von anderen und höhergestellten Mitarbeiter_innen in der Universität wurden erfahren, sondern auch die Konfrontation mit Problemen und Ereignissen, die nicht positiv in Erinnerung geblieben sind, werden in den Interviews als entscheidende Ereignisse genannt, die die eigene Entwicklung in der akademischen Laufbahn gefördert haben, da sie oftmals großen Ehrgeiz geweckt haben.

6 Arbeitsalltage

Jede Position auf der Karriereleiter und die eigenen Interessen führen zu unterschiedlichen Strategien, die den Arbeitsalltag wesentlich mitbestimmen und prägen, um diesen zu bewältigen. Die Veränderungen der Universitäten selbst und der damit einhergehenden Hochschulpolitik haben Auswirkungen auf die Praktiken der Akteur_innen, die sich auf den Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen niederschlagen, was ein wesentlicher Aspekt dieses Kapitels ist. Unter Strategien verstehe ich alle Tätigkeiten, die von den Wissenschaftler_innen ausgeübt werden, um im ökonomisierten System des Wissensunternehmens Universität¹⁷⁶ bestehen zu können.

Interessant fand ich, dass am Beginn aller Interviews das Erzählen über den Einstieg in die universitäre Arbeitswelt sehr durchdacht schien, als wäre dies schon oft erzählt worden. Nach der Frage des Arbeitsalltages aber war dies nicht immer der Fall. Plötzlich fingen die Kulturwissenschaftler_innen an, entweder kurz innezuhalten, oder es kam mir

¹⁷⁵ Interview mit einem_r Doktorand_in am 25.09.2014, S. 3.2.

¹⁷⁶ Bezug zum Thema: Neoliberalismus und Wissensunternehmen Universität im Kapitel zu Veränderungen der universitären Arbeitswelt.

so vor, wie wenn diese oftmals nicht gewusst hätten, wo ihre Erzählung beginnen und enden sollte.¹⁷⁷ Auf die Frage nach dem eigenen Arbeitsalltag folgte die Beantwortung meist mit Vergleichen, die die Positionen und die damit verbundenen Praktiken in Beziehung zueinander setzten:

„Man merkt sicherlich auch im Vergleich zur Assistententätigkeit, die ich durchgeführt habe, einen großen Unterschied zu den heutigen Generationen, wo es ja diese klassischen Assistentenstellen nicht mehr gibt, sondern jetzt sind es Juniorprofessuren. Und das Aufgabenfeld hat sich diesbezüglich sehr geändert. Man sagt ja im Großen und Ganzen, dass an Hochschulen arbeitende Personen, dass es da die Dreiergliederung gibt von Lehre, Forschung, Selbstmanagement. Das sind Felder, in die man sich einbringt, und das unterschiedlich stark, und das ist natürlich ein großer Unterschied. Als wissenschaftliche_r Mitarbeiter_in oder Assistent_in hat man ein Lehrdeputat von zwei bis vier Semesterwochenstunden und je weiter man kommt, umso mehr wird das.“¹⁷⁸

Es ist interessant, dass die Frage nach dem persönlichen Arbeitsalltag an dieser Stelle nicht mit eigenen Erfahrungen beantwortet wird, sondern lediglich ein Vergleich ange stellt wird, wie sich Arbeitsalltage früher und heute gestalten und wie im Allgemeinen die Tätigkeitsfelder der Kulturwissenschaftler_innen aussehen. Hier ist unbedingt zu erwähnen, dass gerade dieser_e Post-Doc¹⁷⁹ gleich zu Beginn des Interviews protestiert, dass es nicht in Ordnung sei, seinen_ihren Arbeitsalltag zu hinterfragen, da dies doch nicht relevant für mein Thema sei. Doch gerade in Bezug auf die Ökonomisierung – denn dieses Interview wurde ebenso für die Abschlussarbeit im Forschungsprojekt „Akademische Kulturen“ verwendet – wäre es spannend gewesen, durch den Einblick in den Arbeitsalltag zu erfahren, wie stark gewisse Tätigkeiten, wie zum Beispiel das Schreiben von Drittmitelanträgen, den Alltag der Kulturwissenschaftler_innen mitbestimmen. Es gab aber Interviewpartner_innen, die mir den eigenen Arbeitsalltag gut beschreiben konnten.

Der Arbeitsalltag ist nicht nur von Veränderungen geprägt, sondern auch von Praktiken und Routinen, die sich im Semester anders gestalten als in der vorlesungsfreien Zeit. Ebenfalls ergibt sich je nach Position und Stellenbeschreibung ein anderer Arbeitsalltag:

„(lacht) Ach Gott, welchen Arbeitsalltag soll ich da beschreiben? Als ich promoviert habe, hatte ich noch den Luxus sozusagen, mich vor allem auf ein Thema konzentrieren zu können. Auch wenn ich immer andere Dinge mitgemacht habe, weil parallel andere Dinge liefen, aber es war jedenfalls die Möglichkeit, sich sehr auf Archivforschung, auf Feldforschung, auf Nachdenken, auf Transkribieren, auf Notizzettel anlegen. Ja, dann auch bald auch erste Erfahrungen mit dem Computer, da haben wir relativ früh mit begonnen, wenn mich nicht alles täuscht. 1983, da waren

¹⁷⁷ Anm.: Eintrag in meinem Forschungstagebuch, Beobachtung während eines Interviews am 06.04.2017.

¹⁷⁸ Interview mit einem_r Professor_in 07.10.2014, S. 4.

¹⁷⁹ Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 5.

Computer noch bessere Schreibmaschinen, also recht kompliziert, aber da konnte man sich eben noch auf recht viele Dinge konzentrieren. Dann – sagen wir einfach – fünfzehn Jahre später oder wie auch immer, als ich eine Professur hatte, war völlig klar: Man ist jetzt eine Art ‚door opener‘. Man muss jetzt Brücken bauen, Wege bauen, Türen öffnen für Leute, die promovieren, die promoviert sind, für den Nachwuchs, für bestimmte Themen.“¹⁸⁰

Die Stelle verändert den Alltag. Das angeführte Beispiel macht deutlich, dass es keinen normierten Arbeitsalltag gibt, da das Wissensunternehmen Universität eine Logik von Praktiken mit sich bringt, die gebunden sind an bestimmte Tätigkeiten in der universitären Arbeitswelt wie Forschung, Lehre und Selbstverwaltung, aber auch die Förderung von Studierenden und des „Nachwuchses“ wird von dem _der Professor_in als Arbeitsaufgabe gesehen.

Mir wurde erst beim Interview mit den Professor_innen klar, dass die Frage nach dem Arbeitsalltag nicht so leicht zu beantworten ist, was anhand des oben angeführten Statements deutlich wird. Der_die Professor_in fragt, bevor er_sie die Frage beantwortet: „Welchen Arbeitsalltag soll ich da beschreiben?“¹⁸¹ Ebenso in einem Interview mit einem_r Doktorand_in stellte sich der_die Gesprächspartner_in die Frage, was denn der normale Arbeitsalltag überhaupt sei. Dies zeigt wiederum, wie vielfältig das Beschäftigungsfeld am Arbeitsplatz Universität ist.¹⁸² Dabei wird nicht nur die Vielfalt der Arbeit in der Universität deutlich, sondern auch die verschiedenen Phasen, die sich durch die Rahmenbedingungen und strukturelle Ordnung der einzelnen Studienrichtungen ergeben. In den Semesterferien beispielsweise werden andere Arbeitsaufgaben erledigt als während des Semesters, da sich die Termine der Lehrveranstaltungen ebenso ändern und somit die Zeiten der Lehre und Betreuung der Studierenden als auch die Zeiträume zum Forschen und Schreiben.

Das Arbeitsfeld Universität ist vielfältig und weist viele Anforderungen und Herausforderungen für die Kulturwissenschaftler_innen auf. Diese werden auf unterschiedlichste Art und Weise gelöst und beinhalten viele Strategien und „Erfolgsrezepte“, um durchzuhalten und dem Wettbewerb standhalten zu können.

Interessant ist es, dass sich viele Beispiele der Kulturwissenschaftler_innen aus dem Arbeitsalltag sehr allgemein anhören und sich alle im Aufbau ähneln. Hier stellt sich die Frage, ob die Interviewpartner_innen keine exklusiven Einblicke in ihren Arbeitsalltag

¹⁸⁰ Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 3–4.

¹⁸¹ Interview mit einem_r Doktorand_in am 25.09.2014, S. 3.

¹⁸² Vgl. ebd., S. 3.

gewähren wollten und ihre Antworten somit als Ablenkungen vom eigentlichen Thema gemeint waren.

In vielen Interviews wird darauf hingewiesen, dass es unterschiedliche Arbeitsalltage gibt. Ein_e Doktorand_in beschreibt, dass es Phasen gibt, an denen ganz viel zu tun sei:

„[I]ch hatte jetzt Anfang Oktober ganz krasse Termine, wo viele Sachen weg mussten, zwei Aufsätze wegschicken oder dann einen Vortrag vorbereiten, die Seminare vorbereiten oder nur die Dissertation endlich mal fertig machen usw. Und das konnte man halt nicht mehr verschieben. Das war dann wirklich, da bin ich schon ein bisschen auf dem Zahnfleisch gelaufen, wo ich wirklich um zwei Uhr am Rechner noch gesessen bin, unter der Woche, und morgens um acht wieder aufstehen. Und irgendwie will man noch ein Privatleben irgendwann einmal haben. Aber das ist wirklich Luxusjammern, find ich, weil diese Arbeit, ich kann mir nichts Besseres vorstellen. Es gibt eine unglaubliche Freiheit.“¹⁸³

Hier spiegelt sich meiner Meinung nach das Bild des_der Wissenschaftlers_in deutlich wieder, der_die sehr viel arbeitet, ganz selbstverständlich viele Überstunden macht, bis in die Nacht arbeitet, aber alles in Kauf nimmt, weil die Arbeit als Wissenschaftler_in und das Denken und Forschen enorme Freiheiten bringt. Das ist die Ambivalenz, die in meiner Forschung zutage tritt. Denn es kommen in allen Interviews viele Textpassagen vor, die darauf hindeuten, wie eingeschränkt, hierarchisch und intensiv das Arbeiten innerhalb der Arbeitswelt Universität ist.

Eine weitere Deutung ist, dass die Kulturwissenschaftler_innen möglicherweise den Begriff Wissenschaftsbiografien anders fassen als ich. Wie in meiner Begriffsdefinition erklärt, verstehe ich den Begriff nicht nur auf inhaltlicher Ebene, d. h. es gehört der Arbeitsalltag dazu und nicht nur das, was die Wissenschaftler_innen auf theoretischer Ebene alles leisten, sondern auch wie der Tag aufgebaut ist.

In vielen meiner Interviews wird dies besonders deutlich. Denn die Frage nach dem Arbeitsalltag wird hier mit der klassischen Dreiteilung von Forschung, Lehre und Selbstverantwortung beschrieben und nicht mit eigener Gestaltung des eigenen individuellen Arbeitsalltages.¹⁸⁴

¹⁸³ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S.8.

¹⁸⁴ Vgl. Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 5.

6.1 Akademischer Kapitalismus

„KP: Also würden Sie auch sagen, dass Netzwerke immer ganz wichtig sind?

Interviewpartner_in: Ja, na klar. Das ist ja überall so. Soziales Kapital ist entscheidend. Das kann man gleich, wenn man Glück hat, transformieren in ökonomisches „Was-weiß-ich“.“¹⁸⁵

Dieses Zitat habe ich deshalb gewählt, weil es deutlich macht, wie ein_e Interviewpartner_in beschreibt, dass soziales Kapital in etwas umgewandelt wird, das ökonomisch verwertbar ist. Der_die Interviewpartner_in bringt das fast schon auf eine sarkastische Art auf die Spitze, indem er_sie nicht dezidiert benennt, welcher ökonomische Nutzen dies sei, sondern nur in „ökonomisches ,Was-weiß ich“.“

Dieses Kapitel bezieht sich, wie die Kapitelüberschrift zeigt, auf Münchs Buch „Akademischer Kapitalismus“¹⁸⁶, aber ebenso auf den Inhalt der Interviews, in denen sich Hinweise auf verschiedene Strategien finden, die ebenso als Teil einer Welt innerhalb des akademischen Kapitalismus gedeutet werden können. In dem Buch beschreibt Münch, welche maßgeblichen Veränderungen der Universität und aller Teile der universitären Arbeitswelt einem stark profit- und wettbewerbsorientierten Denken unterliegen.¹⁸⁷

Ein_e Professor_in erzählte, dass eine der Krisen die Veränderung der Stelle und das Weiterkommen innerhalb der Positionen immer wieder bedeutet, neue Beziehungen und Netzwerke aufzubauen. Die Universität wird in diesem Interview als eine stark hierarchische Institution erlebt, in der Machtverhältnisse oft im Umgang mit anderen Wissenschaftler_innen zum Ausdruck gebracht wurden.¹⁸⁸ Diese Konstellationen wurden als sehr belastende Probleme wahrgenommen, die aber dennoch zur eigenen Förderung beigetragen hatten und sozusagen in eine positive Motivation umgewandelt wurden. Denn erst durch diese Krisen war es möglich, diese Probleme aus den negativen Erfahrungen eher als Herausforderung zu sehen. Somit wurden diese von dem_r Wissenschaftler_in als Chance gesehen, das eigene Weiterkommen voranzutreiben.

Als Ereignisse werden von den Wissenschaftler_innen nicht nur persönliche Entwicklungen innerhalb der Universität geschildert, sondern auch allgemeine universitäre Veränderungen, zum Beispiel die Umstellung auf das BA-/MA-System. Als weiteres einschneidendes Ereignis wurde eine starke Veränderung der Hochschulpolitik im deutschsprachigen Raum wahrgenommen.

¹⁸⁵ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 10.

¹⁸⁶ Münch: Akademischer Kapitalismus, 2011.

¹⁸⁷ Vgl. ebd.

¹⁸⁸ Vgl. Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 3.

„Die Universität hat sich seit meinem Magisterabschluss vor sechzehn Jahren grundlegend verändert. Ich habe die Etablierung des ‚New Public Management‘ an den Universitäten sowie die allmähliche Ablösung des vorherigen Systems durch ein formal auf Wettbewerb setzendes System des ‚akademischen Kapitalismus‘ (Richard Münch) in verschiedenen universitären Arbeitszusammenhängen miterlebt. Existenziell erfahrbar wurde dieser Wandel in der Bundesrepublik [Deutschland, K. P.] recht früh. So fanden mit der Verabschiedung des ‚Wissenschaftszeitvertragsgesetzes‘ Karrierewege erfahrener Kolleg_innen ein jähes Ende oder wurden durch diese gesetzlichen Vorgaben erheblich erschwert. Das Arbeitszeitgesetz bildete gewissermaßen den Auftakt für zahlreiche weitere gesetzliche Maßnahmen, die den Umstrukturierungsprozess flankierten.“¹⁸⁹

Damit Wissenschaftler_innen dem Wettbewerb in den Universitäten standhalten können, erleben sie es als notwendig, ihre Praktiken des Universitätsalltags wie Forschung, Lehre und Selbstmanagement durch neue Strategien zu verbessern. Strategien helfen dabei, sich zu etablieren und neu zu erfinden, wie dies in den Interviews erläutert wird. Strategien sind meiner Definition nach Formen, die Anforderungen in der universitären Arbeitswelt zu meistern und neue Wege zu finden, sich zu behaupten. Meine Vorannahme, dass die Kulturwissenschaften von einem verstärkten Selbstmanagement im Wissensunternehmen Universität durchdrungen sind und dass Konkurrenz und Wettbewerb den Arbeitsalltag von Kulturwissenschaftler_innen prägen, wurde in vielen Gesprächen immer wieder bestärkt, wofür folgende Passage aus der Forschungsliteratur exemplarisch steht:

„Darüber hinaus befördert sie [die arbeitskraftunternehmerische Form der Ware Arbeitskraft, K. P.] eine strategische, gezielte und selbstgesteuerte Gestaltung des eigenen Lebens- und Erwerbsverlaufs. Unter den Bedingungen von Arbeitsverhältnissen, die arbeitskraftunternehmerisch gestaltet sind, verstärkt sich die Relevanz persönlicher Arbeitserfahrungen und -leistungen gegenüber formalen Berufsabschlüssen. Damit steigt auch die reflexive Bezugnahme auf den vergangenen Lebens- und Erwerbsverlauf, da immer mehr Bereiche des eigenen Lebens arbeitsrelevant werden.“¹⁹⁰

Dieses Zitat macht deutlich, dass es im Arbeitsumfeld nicht immer nur darum geht, welche realen Abschlüsse gemacht wurden, sondern auch darum zu überlegen, die eigene Person und das eigene Können bestmöglich unter Beweis zu stellen. Das eigene Leben und der gesamte Erwerbsverlauf dienen dazu, sich durch Erfahrung über andere hinwegzusetzen und gegebenenfalls die Konkurrenz zu schlagen. Im wissenschaftlichen Arbeitsumfeld das eigene Können unter Beweis zu stellen, ist ebenso wichtig, um in Bezug auf die Exzellenz mithalten zu können. Selbstständiges Arbeiten wird ebenso verlangt, wie

¹⁸⁹ E-Mail-Interview mit einem_einer Professor_in am 30.06.2014, S. 2.

¹⁹⁰ Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit, Dissertation Universität Wien 2012, S. 45.

sich selbst immer wieder zu motivieren und mit anderen Wissenschaftler_innen am intellektuellen Austausch teilzunehmen. Viele haben in den Interviews eben diese Peer-to-Peer-Erfahrungen als sehr positiv und motivierend eingeschätzt. Einige Interviewpartner_innen haben mir bestätigt, dass sie immer das Gefühl hatten, keine wirkliche Anleitung von Professor_innen erhalten zu haben, und sich deshalb eher mit Peers über die eigenen Arbeiten unterhielten, im Folgenden ein Beispiel dazu:

„[...] aber ich hatte nie so eine klare anleitende Betreuung gehabt. [...] Und die Magisterarbeit auch, ich hatte eher so einen Kreis von zwei Kommiliton_innen gehabt, mit denen ich enger zusammengearbeitet habe, und wir haben uns die Magisterarbeiten wechselseitig untereinander gegeben, redigiert und Rückmeldungen gegeben. Das war hilfreich. Solche Zirkel auf der gleichen Ebene, die haben mir weitergeholfen im Fach und in meinem wissenschaftlichen Denken, als dass ich wirklich viel aus so einer unmittelbaren Betreuungssituation hatte.“¹⁹¹

Diese Erfahrungen können in Richtung eines stärkeren strategischen Selbstmanagements verstanden werden. Denn die Interviewpartner_innen mussten sich schon im Studium auf eigene Fertigkeiten sowie auf Kolleg_innen verlassen und Selbstverantwortung für ihre Arbeiten übernehmen. Dies scheint in vier von fünf Interviews eine enorme Rolle zu spielen und zeigt eine starke Widersprüchlichkeit in Bezug auf das Arbeitsfeld Universität. Zum einen wird kritisiert, dass es seit der BA-/MA-Umstellung zur Verschulung des Studiums gekommen sei, zum anderen, dass die Studierenden sich inhaltlich nicht mehr so tiefgehend beschäftigten und weniger politisch seien.

Aus meiner eigenen Erfahrung und in vielen informellen Gesprächen sagten Studierende immer wieder, dass es nicht möglich sei, einen strikten „Stundenplan“ zu erfüllen, nebenbei zu arbeiten und gleichzeitig noch politisch aktiv zu werden. Es kommt also nicht nur bei den Lehrenden zu einer enormen Diversifizierung von Tätigkeiten, sondern auch bei den Studierenden, die oftmals aus ökonomischen Gründen und bestimmten universitären Rahmenbedingungen, keine Freiheiten haben, um interessensgelagerte Lehrveranstaltungen besuchen zu können.¹⁹²

Diese Ambivalenzen äußern sich darin, dass durch die Akquise von Drittmitteln und das Stellen von Projektanträgen nicht nur die Arbeit und der administrative/bürokratische Aufwand immer größer werden, sondern bestimmte Themen wirtschaftlich gesehen mehr Gelder einbringen als andere. Somit besteht nicht unbedingt die Freiheit, Themen zu wählen, die untersucht werden wollen, da diese möglichst nach den Erkenntnis- und Forschungsinteressen von Förderstellen gewählt werden müssen, damit Gelder akquiriert

¹⁹¹ Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 4.

¹⁹² Anm.: Eine Forschung im Zusammenhang mit der Veränderungen an der Universität mit Studierenden durchzuführen könnte sehr spannend sein.

werden können.¹⁹³ Dies unterstreicht erneut den Widerspruch, das Arbeitsfeld Universität als ein sehr freies einzustufen, obwohl es von teilweise sehr starren Machtstrukturen und wirtschaftlichen Faktoren bestimmt wird.

Die Frage ist, ob Wissenschaftler_innen dabei „Börsenmakler des Wissens“¹⁹⁴ – wie es ein_e Professor_in formulierte – sein wollen und die „Kurse und Aktien“¹⁹⁵ weiterverwalten oder nicht. Das eigene Berufsfeld als eines voller Selbstverantwortung einzustufen, obwohl es viele Richtlinien und starre Rahmenbedingungen gibt, kann als Rechtferdigungsstrategien analysiert werden. In den Interviews werden viele Einschränkungen innerhalb des Arbeitsfeldes Universität genannt, aber dennoch die Freiheiten, die Flexibilität und Selbstständigkeit ständig betont und unterstrichen, egal auf welcher Position sich die Interviewpartner_innen gerade befinden, was wiederum eine Legitimierungsstrategie ist.

Hier nehme ich nun Bezug auf die zweite These von Färber. Dass „Das unternehmerische Selbst als Leitbild der Ökonomisierung“¹⁹⁶ gesehen werden kann, wird in den Interviews deutlich. Ständig werden in den Gesprächen mit den Kulturwissenschaftler_innen Begrifflichkeiten verwendet, die darauf hindeuten, dass sie sich als Unternehmer ihrer Selbst sehen, eben als „Börsenmakler des Wissens“. Die Verwendung von Begrifflichkeiten aus einer ökonomisierten Arbeitswelt verleiten dazu, alles unter dem Deckmantel der Ökonomisierung der Gesellschaft zu deuten. Dies führt direkt zu These 3 von Färber, die besagt: „Blinder Fleck: unternehmerische Disposition in der Europäischen Ethnologie“¹⁹⁷. Diese deutet darauf hin, dass es einen sogenannten „Blinden Fleck“ gibt, der übersehen lässt, dass, wie zum Beispiel im meinen Interviews, die Selbstoptimierung etc., eher als Strategien gesehen werden können, die nicht unbedingt mit dem Phänomen der Ökonomisierung der Gesellschaft im Zusammenhang stehen muss. Deshalb habe ich versucht, andere Strategien herauszufiltern, wobei meiner Meinung nach die Ökonomisierung eine Rolle in den Interviews spielt, auch gerade weil diese nicht immer explizit angesprochen wurde, aber in vielen Erzählungen impliziert ist.

Eine Professor_in erklärte, dass zudem administrative Arbeiten eine immer größere Bedeutung bekommen, was sich im Laufe der Zeit stark geändert hätte. Es sei zu einer

¹⁹³ Vgl. Münch 2011, S. 11–29.

¹⁹⁴ Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 6.

¹⁹⁵ Ebd., S. 6.

¹⁹⁶ Färber 2009, S. 181.

¹⁹⁷ Ebd., S. 181–182.

„dramatische[n] Verdichtung von Arbeit“¹⁹⁸ gekommen. Networking und Drittmitteleinwerbung waren früher nicht in dem Ausmaß notwendig, wie dies heute der Fall ist, so im Interview.¹⁹⁹

Wissenschaftsmanagement ist also ein großer, neuer Teil der universitären Arbeit, der ein Resultat der Veränderungen der Universitäten ist und nach neuen Strategien verlangt:

„Also, das ist unumgänglich, das ist genau diese Konkurrenzsituation in dieser Qualifikationsphase, man versucht irgendwie, auch wenn mir das überhaupt nicht liegt, da so mitzuhalten. Es ist ein großes Konkurrenzding, man kann nicht drumherum reden und natürlich geht es irgendwann darum, wer von den vielen Interessierten dann irgendwann nochmal eine Stelle, eine feste Stelle bekommt. Es ist eigentlich ein Wettlauf um die unbefristeten Stellen im Fach. Da ist publizieren und Vorträge halten und präsent sein, überall so ein bisschen vorkommen, natürlich der eine sehr wichtige Weg. Der andere wichtige Weg ist es, Drittmittel zu akquirieren, also Anträge erfolgreich zu schreiben.“²⁰⁰

Je mehr Drittmittel die Forscher_innen einholen können, je mehr Netzwerke sie knüpfen, desto besser, glauben sie, dem Wettbewerb und dem Konkurrenzkampf standhalten zu können. Forschungsnetzwerke, das laufende Schreiben von Anträgen und vermehrte Peer-Reviews gelten genauso wie das Vortragen etc. als Strategien zur eigenen Förderung und Verbesserung. Dabei steht klar ein Wettbewerb und Konkurrenzkampf im Vordergrund, den jene_r gewinnt, der_die mehr Drittmittel einholen und mehr Netzwerke knüpfen kann.

Dieses ständige Präsentsein und sich durch Anträge, Publikationen, Vorträge, Tagungen sowie Konferenzen auf laufender Basis zu profilieren, sind Kompetenzen, die niemand an der Universität lehrt, sondern die sich Akademiker_innen selbst aneignen müssen.

„Und wo ich, als ich mir das alles ansah, gedacht habe, dass ich verschiedene Dinge, die wirklich total zwingend sind und auch so eine strategische Überlegung, wo man sich positionieren muss, um etwas zu werden, das habe ich alles nicht wirklich berücksichtigt. Bestimmte Dinge habe ich automatisch gemacht, aber manches auch gar nicht. Bestandteile waren dann Netzwerke, [...] Publizieren in zentralen Organisationen des Faches, Qualität der wissenschaftlichen Arbeit und Lehre, das waren so die verschiedenen Baustellen.“²⁰¹

Diese „Baustellen“ müssen zeitgleich betreut werden. Das wurde von den meisten Wissenschaftler_innen als zentrale Strategie genannt, um in der akademischen Arbeitswelt weiterzukommen. Damit alle oben genannten Aufgaben umgesetzt werden können, müssen sich die Forscher_innen das implizite Wissen, das schon in der Studienzeit vermittelt

¹⁹⁸ Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 4.

¹⁹⁹ Vgl. ebd., S. 3–5.

²⁰⁰ Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 5.

²⁰¹ Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 3–4.

wurde, bestmöglich aneignen, um es später als Wissenschaftler_in umsetzen zu können. Dies bedeutet folglich, dass Eigeninitiative als Strategie genutzt wird, um voranzukommen.²⁰² Auch wenn im Zitat oben retrospektiv erzählt wurde, dass nicht berücksichtigt wurde, was er_sie hätte machen sollen, um voranzukommen, aber dann doch genau aufzählt, was er_sie alles „automatisch“ gemacht hat, so handelt es sich doch um eine Strategie. Dies deutet darauf hin, dass es ein allgemeines akademisches Wissen darüber gibt, was gemacht werden „soll/muss“, um eine erfolgreiche Karriere zu haben.

Eine andere Strategie ist es, sich und das eigene Wissen im Fach in den Medien und folglich der Öffentlichkeit zu präsentieren. Damit wird versucht, kulturwissenschaftliches Wissen zu vermarkten und für die Wirtschaft sowie die Gesellschaft verwertbar zu machen, was auf eine deutliche ökonomische Vermarktungsstrategie von Wissen hindeutet.

„Wir haben im Grunde nicht eine Art Verantwortung entwickelt, dass das Wissen als Wissen weitergegeben werden muss und nicht wissenschaftliche Erkenntnis sozusagen bleibt und in dieser Figur sozusagen auch erstarrt. Ich finde also, in der Tat wird viel zu wenig auf die medialen Situationen der Gegenwart eingegangen. Ja, nicht im Sinne von Vermittlung über Mitteilung, sondern dort wird Wissen produziert und wir sind nicht in der Produktion mit drinnen, sondern verharren zum Teil bei – ja – lieber bei den sauberen Formen. Da machen wir uns nicht die Hände schmutzig. Wir verharren bei altmodischen Formen, weil natürlich die wissenschaftliche Karriere und ein Buch ist wichtiger in den Berufungsverfahren als irgendwie ein Chat oder ein Blog oder andere Dinge.“²⁰³

In diesem Zitat werden die unterschiedlichsten Wertigkeiten von verschiedenen analogen und digitalen Informationsträgern angesprochen. Der Kern der Aussage ist, dass der gleiche Inhalt von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die in analogen Medien veröffentlicht werden, einen höheren Stellenwert bei Berufungsverfahren hat als in digitalen und/oder populärwissenschaftlichen Medien. Diese Bewertungen, die von einem_r Kulturwissenschaftler_in im Interview vergeben werden, werden auch von anderen Interviewpartner_innen angesprochen.

Um der vermehrten Anzahl an Aufgabenfeldern und der enormen Pluralisierung von Selbstvermarktungsstrategien standzuhalten, formulierte ein_e Professor_in in einem Interview folgende Strategie: „Sie können nicht alles wissen, aber Sie müssen sozusagen viel moderieren können.“²⁰⁴ Dieser Satz war nur ein kleiner Teil der Antwort auf die Frage, was Multitasking im akademischen Arbeitsfeld genau bedeutet. Offensichtlich gibt es viele verschiedene Strategien.

²⁰² Vgl. Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 4.

²⁰³ Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 14.

²⁰⁴ Ebd., S. 5.

„In der ökonomisierten akademischen Welt ist die Universität nicht mehr der Ort, an dem die akademische Gemeinschaft von Forschenden, Lehrenden und Lernenden treuhänderisch nach bestem Wissen und Gewissen den Erkenntnisprozess vorantreibt, vielmehr wird sie zu einem Unternehmen, das seine Ressourcen nach ökonomischen Kriterien einsetzt, um sich größtmögliche Marktanteile im Wettbewerb um Gelder, Forschende, Lehrende und Studierende zu sichern. In diesem Sinne muss die unternehmerische Universität Profit maximieren,zählbar in der Einnahme von Forschungsgeldern, der Rekrutierung angesehener Wissenschaftler, der Zahl von Bewerbungen um einen Studienplatz und letztlich in der Platzierung in Rankings, so umstritten sie auch sein mögen.“²⁰⁵

Der Begriff Ökonomisierung kennzeichnet nicht nur die Universität als Unternehmen,²⁰⁶ das Profit maximieren muss, sondern ebenso die Mitarbeiter_innen sowie Studierenden, die als Akteur_innen ihr Leben und ihre Arbeit effizient einteilen.

„Die Vorstellung, dass die eigene Arbeit, aber auch das darüber hinausgehende Leben stärker unter ökonomischen Gesichtspunkten gestaltet werden und Subjektivität sich in Richtung unternehmerischer Merkmale wie Selbstverantwortung und Eigeninitiative verändern soll, gewinnt als gesellschaftliches Leitbild an Bedeutung.“²⁰⁷

Durch die Pluralisierung von Arbeitsfeldern werden unternehmerische Merkmale sichtbar, die in der Literatur und in den Interviews eine große Rolle spielen und als Praktiken und Strategien von den Wissenschaftler_innen angewendet werden. Dabei werden nicht nur erhöhte Selbstverantwortung, Kreativität oder Eigeninitiative von den Interviewpartner_innen genannt, sondern auch die Ökonomisierung und wirtschaftliche Verwertbarkeit des Wissens für die Gesellschaft.

„Die neuen Modelle postulieren nämlich eine Kapitalisierung des Wissens, womit sie das Bestehen der Unterscheidung voraussetzen und ein Phänomen beschreiben, das nicht erst seit kurzem zu beobachten ist. [...] Eine entscheidende Veränderung ist der Schritt zur wirtschaftlichen Verwertung neuen Wissens durch die Sicherung intellektueller Eigentumsrechte an Wissen, das von Universitäten produziert wurde, in Form von Patenten. Wichtig bei dieser Entwicklung ist, dass sie eine Orientierung der Universität auf den Markt bzw. auf die Wirtschaft hin impliziert und dass damit der Grad der Systematisierung des Wissenstransfers zunimmt.“²⁰⁸

Ökonomisierung bezieht sich nicht nur auf Profitmaximierung, sondern auf alles, was ökonomisiert werden kann, um im wettbewerbsorientierten Wissensunternehmen Universität bestehen zu können. Laut einer Podiumsdiskussion „Zur Zukunft der Universitäten“,

²⁰⁵ Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Berlin 2011, S. 75.

Siehe dazu auch: Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. In: Die Zeit, 2007, Nr. 40. [https://www.zeit.de/2007/40/Akademischer-Kapitalismus.\[letzter Abruf: 19.02.2019\].](https://www.zeit.de/2007/40/Akademischer-Kapitalismus.[letzter Abruf: 19.02.2019].)

²⁰⁶ Siehe dazu: Audehm/Färber/Dietze u.a. 2015, S. 11.

²⁰⁷ Sutter 2012, S. 101–102.

²⁰⁸ Weingart, Peter: Wissen als Ware? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft. In: Nida-Rümelin, Julian (Hrsg.): Wunschmaschine Wissenschaft. Von der Lust und dem Nutzen des Forschens. Hamburg 2006, S. 22.

die ich im Rahmen meiner Forschung besucht habe, wurde herausgestrichen, dass naturwissenschaftliche und technische Disziplinen und deren Forschungsergebnisse als nützlicher für die Gesellschaft gelten. Nicht zuletzt werden diese Disziplinen von Politik und Universität als relevanter für die Gesellschaft eingestuft und auch dementsprechend gefördert²⁰⁹ im Gegensatz zu kultur- und geisteswissenschaftlichen Fächern. Genau dies lässt sich mit der These eins von Färber „Ökonomisierung? Ein polarisiertes Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit“²¹⁰ ausdrücken. Denn die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen wirken auf die akademische Arbeitswelt ein und stellen neue Anforderungen an die Wissenschaftler_innen, die wieder das System kritisieren und trotzdem innerhalb gewisser Strukturen operieren sollen.

In den Erzählungen wurden sehr viele Begriffe von den Kulturwissenschaftler_innen genannt, die auf eine Ökonomisierung der Arbeitswelt Universität hinweisen, wie zum Beispiel: Netzwerke, strategische Überlegungen, Publikationen, Wissenschaftsmanagement, Multitasking, Evaluierung, Wettbewerb, Flexibilität, Kunst der Vereinbarkeit, Mobilität, Zielvereinbarung, Interdisziplinarität, Medienpräsents, Verdichtung von Arbeit, Wissenskulturen, Qualifikationsstelle, Drittmittfetischismus, Prekariat, Marktkonformität, Qualifizierungsvereinbarung, Unsicherheit, Kettenvertragsregelung etc.²¹¹

Diese Begriffe kommen in allen Interviews in dieser oder ähnlicher Form vor, wenn es um die Veränderung der Arbeit oder der Universitäten ging sowie in Fragen zum eigenen Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen. Es kommt aber nicht nur in der universitären Arbeitswelt zu einer Ökonomisierung, sondern die gesamte Gesellschaft kommt immer mehr in eine „Krise der Wachstumsgesellschaft“²¹².

Der „homo oeconomicus“ ist nutzenorientiert, auf den eigenen Vorteil bedacht und zielt auf Profitmaximierung ab.²¹³ Im Sinne von Hochschulen und Universitäten kann nicht nur verstärkt das soziale sowie kulturelle Kapital der Kulturwissenschaftler_innen zur Profitmaximierung beitragen, sondern auch ihr eigenes Wissen, wodurch sie ihre Arbeitskraft einbringen bzw. Drittmittel einwerben. Durch ihre Forschungen und somit im Sinne eines homo oeconomicus in der akademischen Arbeitswelt dienen.

„Im Zuge der Ökonomisierung von Wissenschaft mutierte die Universitätsprofessorin und der Universitätsprofessor zunehmend zur Managerin beziehungsweise

²⁰⁹ Vgl. Gornik, Erich: Öffentliche Verantwortung oder Ökonomisierung und Politisierung der Wissenschaft? In: Magerl, Gottfried; Schmidinger, Heinrich (Hg.): Ethos und Integrität der Wissenschaft (= Wissenschaft-Bildung-Politik, Bd. 12). Wien/Köln/Weimar 2009, S. 163–174.

²¹⁰ Färber 2009, S. 178.

²¹¹ Siehe dazu: Begriffe aus allen Interviews.

²¹² Kramer 2016.

²¹³ Ebd.

zum Manager und nur wenige finden die Balance zwischen der Trias Lehre, Forschung und akademische Selbstverwaltung.“²¹⁴

Laut Weingart werden immer mehr Lebensbereiche von der Ökonomisierung beeinflusst. Dadurch werde eine Wissensgesellschaft formiert, die Wissen als Machtinstrument verwendet. Das wissenschaftliche Wissen selbst muss oder soll gesellschaftliche Funktionen und Bedeutungen erfüllen, da es immer mehr zu einem Produktionsmittel wird; die Verwertbarkeit von Wissen und der wirtschaftliche und unmittelbare gesellschaftliche Nutzen daraus werden immer wichtiger zur Legitimierung von akademischen Forschungsarbeiten. Viele Strategien der Wissenschaftler_innen zur Verbesserung ihres Selbstmanagements sind dem Duktus der Vergesellschaftung der Wissenschaft verhaftet. Es geht nicht mehr „nur“ um Wissenschaft und Kontrolle durch Peer-Reviews, sondern auch darum, vermehrt Politik, Ökonomie und Medien mit Wissenschaft zu verknüpfen, wie dies mehrere Autor_innen anführen.²¹⁵

Die Ökonomisierung des eigenen Selbst bedeutet, dass möglichst viel an Aufwand geleistet werden muss, denn je höher die Anzahl an Drittmitteleinwerbung sowie Publikationen ist, desto besser ist es für den eigenen Lebenslauf und die Position im Wettbewerb um unbefristete Stellen. Dies bedeutet weiter, dass die Wissenschaftler_innen sich in einer Rolle sehen, die verlangt, flexibler und mobiler zu sein, um eine Chance zu haben. Auch soziales Kapital ist dann von essenzieller Bedeutung und notwendig, wie schon des Öfteren in meiner Arbeit erläutert wurde.²¹⁶

Ein_e Professor_in sagte, dass er_sie der Meinung sei, dass die heutige Studierendengeneration unpolitischer und nicht mehr so leidenschaftlich für die Forschung sei. Dies wurde mit der Veränderung des Studiums durch das BA-/MA-System erklärt, da hier festgelegte Module abzuschließen sind und die Themen kaum selbst gewählt werden können. Weiters meinte er_sie, dass die heutige Studierendengeneration angepasster und karriereorientierter sei.²¹⁷ Dies kann als Quasi-Ökonomisierung des eigenen Lebens bzw. der eigenen Biografie gedeutet werden. Das neue System, um Universität vergleichbar zu machen sowie gleiche Standards in Europa zu schaffen, macht es unmöglich, Freiheiten im Studium zu haben und zwingt Studierende zu einer Beschleunigung, die durch die

²¹⁴ Schmidt-Lauber 2016, S. 13.

²¹⁵ Vgl. Weingart, Peter: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist 2001, S. 12–18.

²¹⁶ Vgl. Musner, Lutz: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main 2009, S. 215.

²¹⁷ Vgl. Interview mit einem_r Post-Doc_in am 14.11.2014, S. 3.

Modularisierung und Verschulung des Studiums bedingt wird. Durch diese Beschleunigung müssen schon früher im Studium karriereorientierte Wege eingeschlagen und klare berufliche Ziele verfolgt werden. Damit dies erreicht werden kann, müssen bestimmte Strategien angewendet werden, um dem Wettbewerb standzuhalten.

Interessant ist hier die Ansicht, dass die „heutige Studiengeneration“ angepasster und unpolitischer sei. Meiner Meinung nach ist dies auf eine Verschulung und Modularisierung der Universitäten zurückzuführen, was aber weitere Nachforschungen verlangen würde, oder einfach, dass in der retrospektive die „eigene Studiengeneration“ politischer wahrgenommen wurde, aber dies in den heutigen Studierendengenerationen ebenso passt. Dies könnte aber auch mit einer „Früher war alles besser“-Erzählung zusammenhängen, die bei Schröder zum Topoi des Zeitenvergleichs hinzugehören.²¹⁸ In dem Text „Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien“²¹⁹ von Dressel, Kasabova und Langreiter wird erwähnt, dass die Erzählungen und das Erinnern der Wissenschaftler_innen rückwirkend sehr positiv sind. Das heißt genauer, dass in den Erzählungen das Leben und Rückschläge innerhalb des Karriereweges als durchwegs positive Erlebnisse geschildert werden. Denn der_die Erzähler_in will das Gefühl vermitteln, das die Lebensgeschichte eine war, die von einem guten Leben zeugt.²²⁰

Immer wieder wurde thematisiert, dass Ökonomisierung aber auch bedeutet, dass die Universität sich finanziell wesentlich weniger einbringt, um einzelne Forschungsarbeiten auch innerhalb der Kulturwissenschaften zu fördern, und Staat, Wirtschaft sowie Förderinstitute vermehrt zur Finanzierung herangezogen werden:

„Naja, vieles ist problematisch daran, natürlich würde ich jederzeit sagen, ja es ist ja eigentlich ein Armutszeugnis, wenn die Universität externe Gelder braucht. Also heißt das nicht auch, dass man die Forschung weniger wertschätzt? Das heißt natürlich irgendwie Ökonomisierung, das Stichwort kennen Sie auch, das heißt, dass man immer auch ein Stück externen Ansprüchen genügen muss, die in ökonomischen Verwertungslogiken begründet sind.“²²¹

Von den Wissenschaftler_innen wurde die Ökonomisierung nicht nur als positive Veränderung gedeutet, sondern auch klar als problematische Entwicklung eingestuft, wobei Veränderungen immer auch die Chance bringen, Neues zu schaffen.²²² Dieser Ansatz,

²¹⁸ Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung (=Lebensformen, Bd. 17), Berlin/Hamburg 2005, S. 17–42, hier: S. 29–33.

²¹⁹ Dressel/Kasabova/Langreiter: 2005, S. 252–253.

²²⁰ Ebd., S. 15.

²²¹ Interview mit einem_r Post-Doc_in am 14.11.2014, S. 7.

²²² Vgl. E-Mail-Interview mit einem_r Professor_in am 30.06.2014, S. 1.

Veränderungen auch als Chance zu sehen, das vorherrschende System zu verbessern, stelle ebenso eine Strategie dar.

Zu den klassischen Bereichen Forschung, Lehre und Selbstverwaltung kommt die Drittmittelakquise als viertes Aufgabenfeld hinzu.²²³ Diese Veränderung stufe ich als eindeutiges Zeichen der Ökonomisierung ein, da sie Faktoren eines Wissenschaftsmanagements sind und eine Zunahme der Bürokratisierung sowie einen zeitlichen Mehraufwand mit sich bringen.²²⁴ Die verstärkte Drittmittelakquise fördert Konkurrenz sowie Wettbewerb, die die Arbeitsweise und Arbeitsverhältnisse an der Institution Universität prägen. Die vermehrte geforderte Einwerbung von Drittmitteln führt ebenso zu einer „dramatischen Verdichtung von Arbeit“²²⁵ sowie zu einem „spezifischen Schreib- und Denkstil“²²⁶. Diese vielen verschiedenen Tätigkeiten wurden in den Interviews oft als Multitasking beschrieben, wobei dies von einem_r Professor_in als „starke Zerrissenheit von Interessen, Tätigkeiten und Aufmerksamkeiten“²²⁷ bezeichnet wurde. Durch die Ökonomisierung wird eine ganz klare Prekarisierung der Arbeitswelt Universität geschaffen.

„Generell verweisen ‚Prekariat‘ und ‚Prekarisierung‘ auf strukturelle Veränderungen von Wirtschaft und Gesellschaft, wo die verstärkte Marktsteuerung mit ihrer flexibilisierten Arbeit ehemals Angestellte zunehmend zu ‚Unternehmern‘ in Sachen Selbstvermarktung ihrer eigenen Arbeitskraft macht.“²²⁸

In den vorangegangenen Kapiteln wurde die verstärkte Marktsteuerung durch Drittmittel thematisiert und die Selbstvermarktung der eigenen Arbeitskraft konnte anhand der geführten Interviews aufgezeigt werden. Die Ökonomisierung vieler Lebensbereiche führt unweigerlich zu einer Prekarisierung der Arbeitswelt und das nicht nur im universitären Umfeld. Die Prekarisierung löst eine verstärkte Flexibilisierung der Arbeit aus und verlangt nach neuen Arbeitsformen. Dies wird besonders in projektförmigen Arbeitsverhältnissen sichtbar.

„Die Beschäftigten müssen zunehmend über sprachliche und kommunikative Kompetenzen verfügen. Die Tendenz hin zur projektförmigen Organisation der Arbeit

²²³ Vgl. Interview mit einem_r Professor_in am 07.10.2014, S. 5.

²²⁴ Vgl. E-Mail-Interview mit einem_r Professor_in am 30.06.2014, S. 2.

²²⁵ Interview mit Professor_innen am 07.10.2014, S. 5 und Interview mit Professor_innen am 27.08.2014, S. 5.

²²⁶ Interview mit Professor_innen am 07.10.2014, S. 5 und Interview mit Professor_innen am 27.08.2014, S. 5.

²²⁷ Interview mit Professor_innen am 07.10.2014, S. 5 und Interview mit Professor_innen am 27.08.2014, S. 5.

²²⁸ Götz, Irene/Lemberger, Barbara: Prekär arbeiten, prekär leben: Einige Überlegungen zur Einführung. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main 2009, S. 7.

erfordert von ihnen ein strategischeres und reflexiveres Verhältnis zum eigenen Lebens- und Erwerbsverlauf wie auch ein verstärktes kommunikatives Engagement in der Produktion sozialer Netzwerke.“²²⁹

Bei einem Interview mit einem_r Doktorand_in wurden diese kommunikativen Fähigkeiten deutlich. Der_die Dokorand_in arbeitet in einem internationalen Projekt, das von der EU finanziert wird, und hat mir erzählt, dass die Projektmitarbeiter_innen Konferenzen, Tagungen und regelmäßigen E-Mail-, Telefon- oder Skype-Kontakt untereinander pflegen, damit eine gute Zusammenarbeit gewährleistet wird. Dies zeigt also nicht nur, dass kommunikative Fähigkeiten vermehrt zum Einsatz kommen, sondern Zeit aufgewendet werden muss, um den Kontakt aufrechtzuerhalten, wobei zusätzlich alle paar Monate ein Treffen irgendwo in Europa stattfindet.²³⁰ Die Projektarbeit verlangt von den Mitarbeiter_innen, die in ganz Europa verteilt sind, kommunikative Fähigkeiten und intensive Arbeit in Bezug auf das Networking als auch eine hohe Reisebereitschaft.

Nicht nur die zunehmende Mobilität durch Projektarbeit, sondern auch befristete Stellen machen eine Vereinbarkeit von Beruf im universitären Feld und Familie schwierig.²³¹ Obwohl die Wissenschaftler_innen immer wieder in den Interviews geäußert haben, dass sie sich sehr flexibel fühlen, kommen vermehrt Einschränkungen im Arbeitsfeld an der Universität zum Tragen.

Bei allem, was in diesem Kapitel genannt wurde (wie z. B. Drittmitteleinwerbung, präsent sein, die eigene Forschung zu präsentieren, sich selbst als Wissenschaftler_in in den Fokus zu rücken), wird immer mehr versucht das eigene Selbst der Forschenden zu optimieren. Alle diese Strategien dienen dazu, die eigene kulturwissenschaftliche Forschung weiterzubringen und auch zu legitimieren, wie wichtig die Kulturwissenschaft für die Gesellschaft ist.

Meines Erachtens ist das Spannende, dass bei jedem Interview die Frage nach den Veränderungen an der Universität, seit der_die Interviewpartner_in im Arbeitsfeld Universität tätig ist, immer mit allgemeinen kritischen Floskeln zur Ökonomisierung beantwortet wurden. Teilweise wurden an dieser Stelle im Interview Literaturhinweise, wie ich denn diese Debatte darüber vertiefen könnte, gegeben. Warum kaum eigene Beispiele genannt werden, ob die Kulturwissenschaftler_innen mit diesen Ökonomisierungsproblematiken – wie diese oft angesprochen wurden – konfrontiert waren oder sind und wenn

²²⁹ Sutter 2012, S. 101.

²³⁰ Vgl. Interview einem_r Doktorand_in am 25.09.2014, S. 3–4.

²³¹ Vgl. Interview mit einem_r Doktorand_in am 25.09.2014 und einem_r Professor_in am 07.10.2014.

ja, in welcher Form dies in ihren eigenen Arbeitsalltag aufgetreten ist, bleibt eine Lücke meines Materials und kann nicht umfassend beantwortet werden.²³²

„Fragt man nämlich, was es mit jeder Idee in der Kritik auf sich hat, so stellt sich heraus, dass den Kritikern vorwiegend das Konzept der sogenannten Humboldt-Universität vor Augen steht; zu diesem Konzept gehören grundlegende Bedeutungen wie akademische Freiheit, Einheit von Forschung und Lehre, aber etwa auch die Sicherheit staatlicher Alimentation, um jener Freiheit und Einheit gerecht werden zu können. Zwar bieten die Kritiker eine erschütternde Analyse dessen, was durch die Ökonomisierung verloren geht – andere Zeiten, andere Sitten denken sich offenbar die Wissenschaftspolitiker.“²³³

Eine Lücke ist in meinen Interviews zum Beispiel, dass niemand einen intensiven Arbeitsalltag von langen Tagen und sehr arbeitsintensiven Wochen/Monaten/Semestern erwähnt hat was aber sonst immer von vielen im universitären Arbeitsfeld kritisiert wird. Trotzdem ist diese Thematik implizit in vielen Passagen in den Interviews enthalten.

6.2 Freiheit oder Kontrolle – „Oase oder Schlangengrube“?²³⁴

Was sagt es über Wissenschaft und Konkurrenzverhalten aus, wenn es einen Wegweiser für Nachwuchswissenschaftler_innen mit dem Untertitel „Oase oder Schlangengrube“ gibt? Was sagt das über die Gesellschaft und über die Wahrnehmung von Universität aus? Ist dieser Titel wiederum ein Hinweis auf die Transformation der Universität zum Wissensunternehmen?

„Die unter dem Begriff des Audits zusammengefassten Techniken und Praktiken der modernen Verwaltung und Kontrolle werden als Regierungs- und politische Technologie des Selbst im Sinne von Michel Foucault betrachtet (vgl. Foucault 1997), in deren Folge unternehmerische kontrollierbare und sich selbst kontrollierende Subjekte entstehen.“²³⁵

Dieses Zitat weist darauf hin, dass die Vereinheitlichung von Universitäten dazu führt, dass diese miteinander vergleichbar werden und dass durch z. B. Peer-to-Peer-Verfahren eine Kontrolle gegeben wird, die die einzelnen Akteur_innen wahrnehmen, aber nicht immer explizit mitdenken und dies eine „unsichtbare“ Form der Kontrolle ist. Damit aber

²³² Anm.: Eintrag dazu im Forschungstagebuch am 04.04.2018: Stelle mir gerade die Frage, wenn der Bologna-Prozess wirklich das Problem ist, dann müsste dieser bei allen konkrete persönliche Konfrontationen auslösen. Aber wenn darüber in den Interviews gesprochen wird, dann nur sehr allgemein und nicht anhand von konkreten Beispielen. Warum ist das so?

²³³ Krijnen, Christian: Die Idee der Universität und ihre Aktualität. In: Krijnen, Christian/Lorenz, Chris/Umlauf, Joachim (Hrsg.): Wahrheit oder Gewinn? Über die Ökonomisierung von Universität und Wissenschaft, Würzburg 2011, S. 25–51, hier: S. 31.

²³⁴ Basierend auf folgendem Buchtitel: Kaiser, Astrid: Reiseführer für die Unikarriere: Zwischen Schlangengrube und Wissenschaftsoase. Stuttgart 2015.

²³⁵ Vonderau 2016, S. 41.

der Konkurrenz und dem Wettbewerb in Bezug auf Exzellenzinitiativen standgehalten werden kann, bedienen sich die Einzelnen bestimmter Strategien der Selbstoptimierung.²³⁶

„Also wir wissen natürlich auch ganz viele Formen und Formate, die sinnvoll wären, dass lässt sich aber in dem Zusammenspiel von Wissenschaft und Politik kaum durchsetzen, weil es dabei natürlich auch um Macht geht, das ist gar keine Frage. Und da ist die Wissenschaft nie nur das Opfer, sondern natürlich spielen auch in der Wissenschaft Machtstrukturen und Herrschaftsformen eine ganz wichtige Rolle.“²³⁷

Weiters beschreibt ein_e Doktorand_in die Universität als ein Spiel und zu dem gehört die Akquise von Drittmitteln genauso dazu.²³⁸ Wenn von dem_der Kulturwissenschaftler_in das Arbeitsfeld Universität als ein sehr freies eingestuft wird, bringt er_sie zum Ausdruck, dass es „bestimmte Kontrollinstanzen“²³⁹ gibt, wie das Zeitaufschreiben, unsichtbare Kontrollinstanzen wie, ein Vergleich mit den anderen oder das eigene Pflichtbewusstsein.²⁴⁰

„Ich glaube sicher, dass man in Zukunft immer stärker kontrolliert werden wird, diese Kontrollinstanzen, die ja dann vor allem über Peer-Review und Drittmittel zu stärken, das glaube ich schon. Gleichzeitig sehe ich aber, dass ich zumindest hier und jetzt viele Spielräume und Freiräume habe, wenn wir die Systeme kennen. Ich glaube, wir sind da schon so möglicherweise in einer Übergangszeit zu einer neuen Ära, die das eine noch zulässt, aber das andere bereits implementiert. Diese Spannungen spüre ich auf alle Fälle, aber sie belasten mich noch nicht allzu sehr.“²⁴¹

Die Wahrnehmung meiner_s Interviewpartners_in wird durch ein Zitat aus der Literatur untermauert. Dort wird ebenfalls festgestellt, dass sich das Arbeiten an der Universität und die damit verbunden Tätigkeit stark verändert haben, was alles eher auf eine stärkere Kontrolle und somit auf Instrument der Steuerung hinweist als auf die Sicherung von Qualität von Forschung.²⁴²

„Die Faustformel *Ein Drittel Lehre, ein Drittel Forschung, ein Drittel Selbstverwaltung* gilt nicht mehr und die Erhöhung von verwaltungsähnlichen Tätigkeiten steht nicht zuletzt im Zusammenhang mit diversen Arten von Zufriedenheits- und Qualitätsmessungen reichend von Lehrevaluationen, Akkreditierungsverfahren, Hochschulrankings bis hin zur Begutachtung von Anträgen und Beiträgen, die phasenweise mehr Zeit in Anspruch nehmen als Forschung und Lehre zusammen.“²⁴³

²³⁶ Vgl. Vonderau 2016, S. 41–50.

²³⁷ Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 8–9.

²³⁸ Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 16.

²³⁹ Ebd., S. 15.

²⁴⁰ Ebd., S. 15.

²⁴¹ Ebd., S. 17.

²⁴² Vgl. Liebsch 2011, S. 210.

²⁴³ Ebd., S. 209.

Weiters spricht Liebsch davon, dass der „emotionale Stil“²⁴⁴, den die Universitäten ihrer Meinung nach betreiben, die Wissenschaftler_innen im Allgemeinen mehr und mehr zu „Arbeitnehmer_innen“ machen, die den Rahmenbedingungen des Wissensunternehmens ausgeliefert sind, wodurch „die als Wissensfabrik relativierte Universität [...] zu einer Organisation unter vielen [wird].“²⁴⁵²⁴⁶

Für eine_n Kulturwissenschaftler_in wurde die von mir gestellte Frage nach dem Arbeitsalltag mit der Problematik von der Trennung von Familie und Arbeit beantwortet. Eine Strategie sei es, eben keine Arbeit mit nach Hause zu nehmen, sondern nur in der Arbeit zu lesen, zu schreiben und zu recherchieren.²⁴⁷

„Ich muss nicht zu einer bestimmten Zeit hier sein, ich bin es zwar, aber ich muss es nicht. Und das gibt das Gefühl von ich kann und muss es nicht. Ich muss hier sein, wenn Besprechungen sind, ich muss hier sein, wenn Lehrveranstaltungen sind, aber ansonsten, das ist auch in meinem Arbeitsvertrag so festgeschrieben, dass ich keine örtliche Bindung habe, das sind dann diese Dinge, die man selber mitbringt. Möglicherweise an Pflichtbewusstsein oder am Vergleich, wie lange sind die anderen da, das sind die Dynamiken, die man durchaus mitdenken muss, wenn man sagt, ich kann arbeiten wann ich will. Natürlich gibt es so bestimmte Kontrollinstanzen, die wirksam werden, unsichtbare Kontrollinstanzen.“²⁴⁸

Das Begriffspaar „Freiheit“ und Kontrolle“ in Bezug auf die universitäre Arbeitswelt ist sehr spannend, denn dieses Thema kommt in allen Interviews vor, wird von allen Gesprächspartner_innen angesprochen und ist das zwiespältigste Thema, das genannt wird. In den meisten Gesprächen kommt nach der Frage der Veränderungen an der Universität immer die Antwort, dass sich viel zum Negativen verändert hat.

Für eine_n Doktoranden_in ist

„[d]as Studentenleben, und da meine ich jetzt nicht nur das Feiern, sondern dieses freie Entscheiden an welchen Themen man arbeiten kann und das war für mich einfach, das ideale Dasein, dieses Arbeiten, wann man will und wie man will. Wann man will: Natürlich man hat bestimmte Abgabetermine [...], aber insgesamt, ob man in der Nacht arbeitet, in den Ferien, am Wochenende, wie auch immer, das bleibt einem selbst überlassen. Wichtig ist, dass man eine gute Arbeit abliefer.“²⁴⁹

An späterer Stelle im Interview erzählt er_sie, dass er_sie ein anderes Jobangebot abgelehnt hätte, da das „freie Denken, Tun und Arbeiten“²⁵⁰ ihm_ihr an der Universität gefällt. Das Ablehnen eines Arbeitsplatzes mit geregeltem Einkommen zugunsten einer Arbeit

²⁴⁴ Liebsch 2011, S. 216.

²⁴⁵ Ebd., S. 216.

²⁴⁶ Vgl. ebd., S. 216.

²⁴⁷ Interview mit einem_r Doktorand_in am 07.02.2017, S. 8.

²⁴⁸ Ebd., S. 15.

²⁴⁹ Ebd., S. 6–7.

²⁵⁰ Ebd., S. 7.

an der Universität kommentierte der_die Kulturwissenschaftler_in, dass er_sie es selbst war, der_die das „unsichere Leben für eine universitäre Laufbahn in Kauf“²⁵¹ nehmen wollte.

Einer_eine der Professor_innen beantwortete eine Interviewfrage von mir, ob es für das Stellen von Förderanträgen bestimmte Faktoren, die die der Auswahl der Themen beeinflussen, indem er_sie sagt, dass, wenn bestimmte Begriffe wie zum Beispiel „Postkolonial, Gender, Ökologie“²⁵² verwendet werden, somit die Chancen zur Förderbewilligung steigen. Im Gegensatz dazu folgt gleich darauf die Einschätzung eines größeren Raums von Freiheit innerhalb der Wissenschaften im Vergleich zu anderen Arbeitsbereichen:

„Ich kenne kaum ein anderes Berufsfeld, in dem diese Möglichkeiten der Selbstbestimmung so stark ist. Das ist vielleicht auch das Einzige was man im Vergleich zu anderen Dingen: Bezahlung, Arbeitszeiten, Abläufen usw. positiv sagen kann. Aber dieses Maß an Selbstbestimmtheit und Freiheit, das man realisieren kann, das kommt nicht von selber, dass man realisieren kann, das ist sehr hoch, aber gleichzeitig eben, weil man in der Situation dann ist, wenn man eine Professur hat, das Entscheidungen über Drittmittel nicht nur Entscheidungen sind über die eigenen Themen und Interessen, sondern über die Zukunftsperspektiven von Nachwuchsläuten.“²⁵³

Wie im Text von Krijnen ist auch in meinen Interviews festzustellen, dass

„gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften lange maßgebliche Tradition thematischer und methodischer Selbstbestimmung der Lehrenden und Studierenden, behinderten geradezu die persönliche Neugierde und individuelle Selbständigkeit; zudem heiße Autonomie der Wissenschaft heute Einengung von Freiheitsräumen durch nationale und europäische bildungspolitische Vorgaben, Akkreditierungen, Evaluierungen, Drittmittelzwänge, finanziellen Rückzug der öffentlichen Hand und einen steigenden Einfluss von Markt, Wirtschaft und folglich von privaten Interessen.“²⁵⁴

Nicht das Nennen von Kritik an der scheinbar von vielen erkannte Ökonomisierung und die Ökonomisierung an sich stehen in meiner Arbeit zur Diskussion, sondern warum die Einzelnen die Ökonomisierung in den Interviews als Problem schildern. Der Grund dafür ist, dass sie eine bestimmte Vorstellung ihrer Universität bzw. ihres Instituts sowie ein Bild, wie Wissenschaft oder Wissenschaftler_innen zu sein hat, haben. Da viele der zu den von den Interviewten genannten Aspekten der Ökonomisierung nicht zu ihrem Bild von Universität passen, wird diese Tendenz daher kritisiert. Die Frage, die sich dann stellt ist: Warum erzählen die Einzelnen darüber, wie es in jedem Buch steht, und schildern

²⁵¹ Interview mit einem_r Doktorand_in am 07.02.2017, S. 8.

²⁵² Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 6.

²⁵³ Ebd., S. 6.

²⁵⁴ Krijnen 2011, S. 25–51, hier: S. 26–27.

nicht ihre eigenen Erfahrungen im eigenen Arbeitsalltag? Dafür gibt es zwei Erklärungsmodelle: entweder, die befragten Kulturwissenschaftler_innen sind in ihrem Arbeitsalltag nicht von der Ökonomisierung betroffen und geben deshalb wider, was in der Literatur über die Ökonomisierung der Gesellschaft und somit auch der Universitäten steht, oder ihnen ergeht es genauso in ihrem Arbeitsalltag und sie können das deshalb so genau schildern. Es gibt aber noch eine wesentlich wahrscheinlicheren Erklärungsansatz und zwar, dass sich die Kulturwissenschaftler_innen sehr genau mit der Literatur zu diesem Thema auseinandergesetzt haben und in den Interviews in eine Art Expert_innenrolle fallen. Es existieren also Narrative und Erzählungen, die im wissenschaftlichen Diskurs entstanden sind.

Gerade die Kritik an einem System kann vieles verändern, aber nur dann, wenn die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen das System selbst nicht weiter erhalten, sondern neue Wege finden. Welche Wege das sind, konnte ich nicht herausfinden. Das könnte aber eine weiterführende Forschungsfrage sein, indem betrachtet wird, wie sich die Universität und auch die kulturwissenschaftlichen Fächer weiterentwickeln könnten.

Wenngleich auch das System in den Interviews oft sehr kritisch betrachtet wurde, gibt es ebenso Interviewpartner_innen, die durchaus Positives darin sehen:

„Also, da waren echt Menschen, wo man das Gefühl gehabt hat, die sitzen da seit ihrem Studium, da wo sie mal irgendwo bei irgendwem ein Tutorium gemacht haben und keiner weiß, was sie seit dem jemals wieder geleistet haben [lacht]. [...] Also, das was jetzt so ins Negative umgeschlagen hat, dass die Leute überhaupt keine Sicherheit mehr haben, die dort [an der Universität, K. P.] arbeiten.“²⁵⁵

Diese_r Doktorand_in betonte weiters, dass es deshalb für ihn_sie wichtig war, sich politisch zu engagieren. Auf mein Nachfragen, ob ihm_ihr das etwas für seine_ihre Karriere gebracht hat, meinte er_sie, dass es retrospektiv so sei, das er_sie dadurch vieles der gesellschaftlichen Zusammenhänge verstanden hat und dass durch diese Studienrichtungsvertretung und Fakultätsvertretung ein Mitgestalten zu einem gewissen Grad möglich geworden ist.²⁵⁶

²⁵⁵ Interview mit einer_m Doktorand_in am 07.02.2017, S. 5.

²⁵⁶ Vgl. ebd., S. 6.

6.3 Die Kulturwissenschaftler_innen und ihre „Erfolgsrezepte“

In diesem Kapitel geht es im Wesentlichen darum herauszufinden, welche Strategien die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen anwenden. In diesem Fall wurde ich während eines Interviews auf den Begriff „Erfolgsrezepte“ aufmerksam, als dieser von dem_der Gesprächspartner_in genannt wurde:

„Und das war für mich eigentlich auch der Anlass auch andere Dinge ins Auge zu fassen und es war jedenfalls, ich würde sagen so eine Art Erfolgsrezept.“²⁵⁷

Deshalb habe ich diesen „natürlichen Kode“ aus dem oben zitierten Interview verwendet, da mir dieser Begriff für die Zusammenfassung der einzelnen Strategien ergiebig erscheint. Die unterschiedlichen Strategien, die hier in diesem Kapitel folgen, habe ich in vier Strategie-Typen eingeteilt. Dazu muss auch gesagt werden, dass sich alle Interviewpartner_innen innerhalb ihrer Laufbahn den unterschiedlichsten Strategien bedienen. Die Einteilungen in die Strategie-Typen habe ich anhand der Metaebenen im empirischen Material kodiert, daraus ergaben sich die Kategorien Sportler_innen, Kämpfer_innen, politisch Aktive und die Sicherheitsliebenden.

Das Arbeitsfeld eines kulturwissenschaftlichen Faches sei ein unsicheres und schwieriges, so hat dies ein_e Professor_in zu Beginn seines_ihres Studiums gesagt bekommen. Denn er_sie wurde am Beginn seines_ihres Studiums in der Einführungslehrveranstaltung von dem_der Professor_in darauf hingewiesen, sich lieber noch einen zweiten Job als Taxifahrer_in zu suchen, weil es an der Universität schwierig ist, einen Arbeitsplatz zu finden, vor allem in der gewählten Disziplin.²⁵⁸ Dies war für den_die Kulturwissenschaftler_in ein Anreiz, sich ein zweites berufliches Standbein aufzubauen. Gerade dies zeigt, dass der_die Interviewpartner_in selbst die Universität als ein unsicheres Arbeitsfeld wahrgenommen hat. Denn dieser_e hätte dem Rat des_der Universitätsprofessor_in nicht Folge leisten müssen. Den Hinweis darauf, sich doch noch ein anderes Standbein zu suchen, sah der_die Interviewpartner_in als Motivation an und als „eine Art Erfolgsrezept“²⁵⁹. Durch das Umsehen nach anderen beruflichen Möglichkeiten haben sich „sehr interessante Wege aufgetan“.²⁶⁰

²⁵⁷ Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 4.

²⁵⁸ Ebd., S. 2.

²⁵⁹ Ebd., S. 4.

²⁶⁰ Vgl. ebd., S. 2–5.

Ich habe die_den Kulturwissenschaftler_in dann definieren lassen, was für ihn_sie so ein Erfolgsrezept alles beinhaltet. Darauf antwortete er_sie:

„Ich weiß nicht, ob es allgemeine [Tipps, K. P.] gibt. Also ich denke mir, wenn man in der Wissenschaft bleiben will, braucht man Durchhaltevermögen und eine gute Kondition, die muss man sich antrainieren, eine gewisse Resistenz gegenüber Misserfolge und gegenüber Kritik, das man sie schon aufnimmt, aber so, dass sie einem nicht am Weitertun abhält und dann glaube ich, dass man ein Sicherheitsnetz braucht.“²⁶¹

Wenn hier von einem Erfolgsrezept die Rede ist, kann meiner Meinung nach dies etwas sein, was als nachhaltige Strategie genutzt werden kann, um Erfolg im Selbstmanagement und in der Steigerung der beruflichen Chancen zu gewährleisten und zu gewähren.

Auf die Frage hin, welche Aufgaben zu der Prae-Doc-Stelle dazugehören, erklärte ein_e Kulturwissenschaftler_in, welche Arbeitsbereiche innerhalb dieser Prae-Doc-Stelle wichtig sind bzw. was alles beachtet werden sollte, was als weitere Strategie definiert werden kann:

„Naja, das war so auf Tagungen fahren, da die eine Arbeit vorstellen, Aufsätze verfassen. Aber dazu hat mich niemand gezwungen, das wollte ich selber machen, weil ich diese Stelle unbedingt ausnutzen möchte. Das kostet natürlich viel Zeit, aber man kommt halt rein in die ganze Community. Man kennt die Leute, man bekommt auch mitunter, aber nicht immer, sehr gute Inputs für die eigene Arbeit. So ist mein eigenes Verständnis halt von dieser Prae-Doc-Stelle. Also andererseits das Ziel in diesen drei, vier Jahren die Diss zu schreiben, Lehrerfahrung zu sammeln, sich auf Tagungen zu präsentieren, die eigene Arbeit zu verfassen, das ist mein Verständnis. Ich meine, es ist ja auch eine Qualifikationsstelle.“²⁶²

In dieser Textpassage findet man Hinweise und Tipps, wie man sich im Zuge der Prae-Doc-Stelle vernetzen kann und im weiteren Sinne ein_e Manager_in des eigenen Selbst im universitären Betrieb sein kann, um sich als Wissenschaftler_in in der Community zu etablieren.

6.3.1 Die Sportler_innen

Eine_r der interviewten Professor_innen beantwortete meine Nachfrage, wie er_sie denn das von ihm_ihr verwendete Wort „Multitasking“²⁶³ beschreiben würde, so:

„Naja, das bedeutet ja zum einen, Sie müssen für eine akademische Karriere ein hohes Risiko eingehen, weil Ihnen klar ist, dass es einen ‚gap‘ gibt, es gibt eine große Lücke zwischen der Promotion und dem Klassenziel. Ich muss dann Profes-

²⁶¹ Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 14.

²⁶² Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 9.

²⁶³ Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 5.

sorin oder Professor werden. Gerade das [Auslassung des Ortes aufgrund der Anonymisierung, K. P.] System bietet da keine Brücken an, die relativ fest sind, das ist freier Absprung im Grunde genommen mit oder ohne Fallschirm.“²⁶⁴

„Risiko“, wie dies in vielen Sportarten der Fall ist, wird hier auf den Berufswunsch innerhalb der Arbeitswelt verwendet. Außerdem deutet die Verwendung des Begriffes „Multitasking“ darauf hin, viele Dinge gleichzeitig tun zu müssen, um bestehen zu können. Auch im Sport müssen mehrere Dinge beachtet werden, damit man besser als die Konkurrenz ist und letztendlich siegt.

Zur Frage bezüglich der Routine bei einer Antragsstellung erhielt ich die Antwort, dass es zur Qualifikationsvereinbarung dazugehört, Projektanträge einzureichen.²⁶⁵ Auf meine Nachfrage, ob dies den die Interviewpartner_in unter Druck setze, sagte diese_r Folgendes:

„Es ist Teil des Spiels, ich sehe schon die Universität als Spiel und Teil des Spiels ist es, Drittmittel zu akquirieren. Es ist, denke ich, ob man sie bekommt oder nicht, eine andere Frage. Aber es ist eine Gelegenheit, mal wieder zu bündeln, also ein Interesse zu bündeln, das man sonst vielleicht nicht verfolgen würde.“²⁶⁶

Ein Spiel hat immer bestimmte Regeln, an die man sich halten muss, obwohl Sportler_innen zum Beispiel bestimmte Regeln befolgen müssen, können sie körperlich an die Grenzen gehen. Genauso können Kulturwissenschaftler_innen innerhalb eines gewissen Rahmens, der durch die Institution Universität vorgegeben ist, an ihre eigenen Grenzen gehen bzw. diese erweitern und zu neuen Höchstleistungen gelangen, solange sie sich an die vorgegebenen Regeln halten.

Im Sport ist es so, dass es um das Gewinnen geht und darum, sich selbst zu optimieren, um sich gegen die Konkurrenz durchzusetzen. Das ist ein sehr guter Vergleich für die vielen Aufgaben von Kulturwissenschaftler_innen und die Veränderung dahingehend, dass man versuchen muss, sich gegen andere (Kultur)Wissenschaftler_innen durchzusetzen, um voranzukommen.

Weiters wurde auf die Frage, ob der die Interviewpartner_in Spannungen bzw. Konkurrenzdruck verspürt, geantwortet, dass er_sie das jetzt nicht so beantworten könne, aber dass immer auch gefragt werden müsse, warum jemand überhaupt in der Wissenschaft

²⁶⁴ Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 5.

²⁶⁵ Vgl. Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 16.

²⁶⁶ Ebd., S. 16.

tätig ist. Danach wird ausgeführt, dass er_sie schon glaube, dass es sehr „sportliche Wissenschaftler“²⁶⁷ gibt, „die sozusagen Wissenschaft als Sport betreiben, das ist völlig legitim. Aber das ist nicht meine Motivation²⁶⁸.“²⁶⁹ Anschließend erläutert die Interviewpartner_in, dass er_sie glaubt, dass in Zukunft immer mehr von diesen sportlichen Typen gebraucht werden, denn er_sie geht davon aus, dass diese Spannungen, die es in Zukunft vermehrt geben wird, in eine neue Ära zunehmend uniformer Wissenschaftler_innen führen wird. Genau dann seien sportliche Typen gefragt, wenn es nur mehr darum geht, der_die Exzellente und Beste zu sein.²⁷⁰

Der Bezug zwischen Wissenschaft und Sport wurde auch von Bourdieu in Bezug auf die Förderung von den Nachwuchswissenschaftler_innen hergestellt:

„Innerhalb des so festgelegten Handlungsspielraums fungiert der Lehrstuhlinhaber als eine Art Schiedsrichter für das Rennen zwischen den nach sekundären Merkmalen [...] sich unterscheidenden Konkurrenten, indem er an Vorrangigkeiten und Prioritäten gemahnt (ich setzte Sie auf die Befähigungsliste, aber nicht vor X), Versprechen und Rangordnungen wachhält.“²⁷¹

Bei Bourdieu selbst wurde ebenso der Sport als Kategorie und der_die „Schiedsrichter_in“ als Metapher für Professor_innen und Lehrende im Allgemeinen verwendet, die die Nachwuchswissenschaftler_innen fördern. Das Konzept des_der „Schiedsrichters_in“ wurde auch implizit in einem Interview angesprochen:

„[A]ls ich eine Professur hatte, war völlig klar: Man ist jetzt eine Art ‚door opener‘. Man muss jetzt Brücken bauen, Wege bauen, Türen öffnen für Leute, die promovieren, die promoviert sind, für den Nachwuchs, für bestimmte Themen.“²⁷²

In diesem Zitat wird beschrieben, dass sich ein_e Professor_in als door opener sieht, weil es dem Selbstverständnis von Professor_innen entspricht, dass sie die Entscheidung treffen, welche Studierende gefördert werde und welche nicht, weil es nie möglich ist alle gleichermaßen zu fördern, wodurch sie als „Schiedsrichter_innen“ fungieren. Somit wird das Rennen um den ersten Platz ein ewiges Spiel im Arbeitsfeld Universität.

6.3.2 Die Kämpfer_innen

Nicht alle Gesprächspartner_innen erzählten ihre Geschichte als jene, eines_r „erfolgreichen“ Kulturwissenschaftler_in. Hier an dieser Stelle wäre es auch an der Zeit zu überlegen, was es überhaupt bedeutet, ein_e erfolgreiche_r Kulturwissenschaftler_in zu sein. In

²⁶⁷ Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 17.

²⁶⁸ Ebd., S. 17.

²⁶⁹ Vgl. ebd., S. 17.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 18.

²⁷¹ Bourdieu 1992, S. 157.

²⁷² Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 3–4.

den Interviews wurde „erfolgreich“ als Kategorie zwar nie verwendet, aber viele Praktiken und Strategien genannt, die es ermöglichen, erfolgreich zu sein. Gerade im Kapitel zu den „Kämpfer_innen“ sind Erzählungen dabei, die darauf hinweisen, wie schwierig es ist, sich im akademischen Arbeitsumfeld zu behaupten, durchzusetzen und wie es sich anfühlt, nicht zu wissen, wie die Karriere an der Universität weitergeht. Ein_e Interviewpartner_in beantwortete meine Frage „Wo sehen Sie sich in zehn Jahren?“ wie folgt:

„Es ist ja schon so, dass ich außerhalb der Universität nahezu keine Berufserfahrung [habe], in meinem Fall ist es ja kein Quereinstieg gewesen, es ist ja nahtlos aufeinander aufgebaut. [...] Jetzt zu diesem Zeitpunkt ist schon klar, dass ich auf jeden Fall alles daran setzen werde, weiterhin an der Uni arbeiten zu können. Und das ist jetzt wieder ein Effekt dieser Ökonomisierung und der Abschaffung des alten Mittelbaus. Die Situation für unsere Generation ist die Hop oder Drop, entweder man bekommt in der Regel eine Professur oder man bekommt keine. Und dann kann man entweder so prekär an den Rändern des akademischen Betriebs sich aufhalten, Privatdozent sein und irgendwas oder man lässt es halt. Und das ist leider die große Drucksituation in diesem Übergang.“²⁷³

An dieser Interviewpassage sind ganz starke Gefühle aufgekommen, eine große Traurigkeit sowie Ärger breitete sich bei dem_der Interviewpartner_in während der Erzählung aus. Dies ist der Aussichtslosigkeit geschuldet, die die_der Interviewpartner_in dem System eines prekären Berufsfeld gegenüber verspürt, dessen Prekarität durch die Abschaffung des Mittelbaus wesentlich verschärft wurde. Nach Ablauf des Vertrages keine weitere Anstellung zu haben, ist eben in diesem Moment des Erzählens sehr schwierig zu verkraften, wie an der zitterigen Stimme erkennbar ist.

Die Art und Weise der Handhabung der Textpublikation, bei der für jemanden im Arbeitsfeld Universität keine finanzielle Besserung herauskommt, ist ein weiterer Punkt, der hier die_den Interviewpartner_in sehr ärgert:

„Also wir bezahlen ja für unsere Bücher, wir kriegen nichts wie normale Autoren, sondern wir müssen bezahlen für die Arbeit, die wir machen. Sehr ärgerlich und dann kann man sich halt Zuschüsse holen und beantragen.“²⁷⁴

Das ist auch der Grund, warum diese Erzählung zur Strategie des_der Kämpfer_in hinzuzählt, denn jemand, der gegen etwas auftritt bzw. gegen etwas ankämpft, bekämpft vieles, was er_sie nicht ändern kann, weil dafür die universitären Arbeitsbedingungen und Rahmenbedingungen transformiert werden müssten. Anhand der Passage „Jetzt zu diesem Zeitpunkt ist schon klar, dass ich auf jeden Fall alles daran setzen werde, weiterhin an der

²⁷³ Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 10.

²⁷⁴ Ebd., S. 7.

Uni arbeiten zu können.“²⁷⁵ ist eine kämpferische Haltung erkennbar, um weiter im universitären Arbeitsumfeld arbeiten zu können, egal was passiert.

Als ich bei einem Interview nach dem Arbeitsalltag der_des Forschers_in gefragt habe, wurde eine Erinnerung aus der Studienzeit beschrieben. Der_die Doktorand_in antwortete, dass er_sie als Student_in immer sehr nervös war, wenn es darum ging, vor anderen zu sprechen, sich aber dann selbst dazu gezwungen hat, sich in der Lehrveranstaltung mindestens zweimal zu melden.²⁷⁶ Der Grund für dieses Zwingen zu etwas, erläutert der_die Interviewpartner_in folgendermaßen:

„Es ist vielleicht auch mein Hintergrund, dass man sich selber zu Sachen zwingt, auch wenn man darunter leidet, das wird dann schon besser. Ich bin auch Katholik, aber das fällt ja so unter die protestantische Ethik, glaub ich.“²⁷⁷

Diese Textpassage finde ich insofern sehr spannend, weil hier religiöse Aspekte und die damit oft zugeschriebenen Verhaltensweisen gekoppelt werden und somit eine Erklärung für das Verhalten, sich zu etwas zwingen zu müssen, um sich selber verbessern zu können, gerechtfertigt wird.

Genau diese Beschreibungen und Erzählungen zeigen, dass es nicht immer ohne Reibung verläuft, sondern intrinsische „Kampfhandlungen“ stattfinden, um bestimmte Schwächen, wie zum Beispiel die Nervosität, vor anderen Menschen zu reden, abzutrauieren und dadurch besser zu werden. Das bezeichne ich als Selbstoptimierung, sich durch Zwang dazu zu bringen, wie in diesem Fall, um die eigenen Redefertigkeiten zu verbessern. Nicht außer Blick gelassen werden darf, dass das Gesagte als taktische und erzählerische Strategie gedeutet werden muss. Denn diese Erzählung vom Studierenden, der unsicher und schüchtern war, durch die eigene Disziplin, Schwächen zu Stärken eigenständig zu wandeln, baut eine gewisse Spannung in der Erzählung auf.

Immer wieder kamen in den Interviews Beschreibungen auf, in denen deutlich wurde, dass viele Kulturwissenschaftler_innen auch in ihrem Studium perspektivenlos waren. Gerade bei Abschlussarbeiten sind oftmals Krisen eingetreten, über die der_die Interviewpartner_in nicht reden wollte. Solche Krisen waren zum Beispiel Phasen, in denen die Interviewpartner_innen an sich gezweifelt haben, oder auch Übergangssituationen, wo sie nicht genau wussten, was danach kommt.²⁷⁸ Das Erzählen von Problemen in der beruflichen Laufbahn oder von Schwächen, die nach erfolgreicher Überwindung als Erfolg in der Wissenschaftsbiografie dargestellt werden, dient zur Selbstdarstellung eines

²⁷⁵ Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 10.

²⁷⁶ Vgl. Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 7.

²⁷⁷ Ebd., S. 7.

²⁷⁸ Interview mit einem_r Professor_in 07.10.2014, S. 2.

glücklichen Lebens und kann als positive Errungenschaften innerhalb der Karriere gedeutet werden.²⁷⁹

6.3.3 Die politisch Aktiven

Im Aufsatz „Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien“ von Dressel, Kasabova und Langreiter wurden drei Autobiografien von Geisteswissenschaftler_innen untersucht und „drei grundsätzliche Strukturprinzipien von Wissenschaftspraxis“²⁸⁰ beschrieben. Diese drei Punkte sind folgende:

- „1. Wissenschaft ist eine politische Veranstaltung; politische Kontexte sind stets relevant für wissenschaftliches Tun.
2. Wissenschaft ist gendered. Wissenschaft ist stets durch Geschlechterverhältnisse und -hierarchien beziehungsweise geschlechterspezifische Praktiken strukturiert.
3. Wissenschaft ist eine Lebensform, ein Lebensentwurf, bei dem Profession und Privates immer in einem bestimmten Zusammenhang stehen – und dieser Zusammenhang ist selbst wiederum geprägt von den ‚großen‘ politischen Strukturen und Geschlechterordnungen einer Gesellschaft.“²⁸¹

Sie folgern daraus, dass

„Wissenschaft, wissenschaftliches Tun und die Biographien von Wissenschaftlern [...] sich entlang mehrerer Achsen [organisieren], unter anderem entlang des jeweiligen politischen Systems, der jeweiligen Geschlechterverhältnisse und -praktiken und entlang der Strukturen des Privaten.“²⁸²

Diese drei Punkte zeigen, dass die Wissenschaftspraxis politisch motiviert ist. Diese Punkte kann ich mit den Erzählungen der Kulturwissenschaftler_innen nur bestätigen. In vielen Interviews wird oft genannt, bezüglich Themenfindung etc., dass es wichtig ist, gesellschaftlich relevante Themen zu erforschen²⁸³ oder ganz explizit auf politische Ereignisse einzugehen, die die Aufnahme des Studiums überhaupt erst begründet haben²⁸⁴. Zum dritten Punkt kann hier ein Beispiel aus Kapitel 6.3.2 „Die Kämpfer_innen“ herangezogen werden: „Es ist vielleicht auch mein Hintergrund, dass man sich selber zu Sachen zwingt, auch wenn man darunter leidet, das wird dann schon besser. Ich bin auch Katholik, aber das fällt ja so unter die protestantische Ethik, glaub ich.“²⁸⁵ Dies bringt Privates

²⁷⁹ Vgl. Herlyn, Gerrit: Deutungsmuster und Erzählstrategien bei der Bewältigung beruflicher Krisenerfahrungen. In: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit 2007, S. 167–182.

²⁸⁰ Dressel, Gert/Kasabova, Anelia/Langreiter, Nikola: Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. In: Roth, Klaus (Hg.): Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 24), Wien 2005, S. 243–256, hier S. 244.

²⁸¹ Ebd., S. 244.

²⁸² Ebd., S. 244.

²⁸³ Vgl. Interview einem_r Doktorand_in am 25.09.2014, S. 1.

²⁸⁴ Vgl. Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 1–2.

²⁸⁵ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 7.

bzw. Kategorien, die die eigene Biografie prägen, in Verbindung zur Wissenschaft und zur Karriere, wie dies im Interview von der Gesprächspartner_in automatisch miteinander in Beziehung gesetzt wurde.

Ein_e Kulturwissenschaftler_in verbindet mit dem Studium, politisch aktiv zu sein, das heißt, Studienrichtungsvertreter_in zu sein oder bei Protesten mitzugehen, die die politischen Rahmenbedingung kritisieren sowie hinterfragen.²⁸⁶ Der_die Doktorand_in sieht einen ganz klaren Zusammenhang zwischen der Bildungspolitik und wie der Blick der Gesellschaft verstärkt auf die Verwertbarkeit und den Nutzen von Wissenschaft fällt. So prognostiziert er_sie, dass dadurch viele Studierende eher darauf geachtet hätten, ob das Studienfach einen Nutzen für die Gesellschaft hätte, und hätten nicht nach Interessen entschieden.²⁸⁷

Ein_e Interviewpartner_in gab an, dass, egal wo er_sie im Rahmen seines Studiums war, er_sie an vielen Streiks teilnahm, weil er_sie das Gefühl hatte: „[...] also, da habe ich das schon so erlebt, dass der öffentliche Protest wirklich was bewegt, jetzt nicht im engeren Sinne, aber man gehört dazu, wenn man da teilnimmt und mitdiskutiert.“²⁸⁸ Hier wird meiner Meinung nach deutlich, dass dieser_e Gesprächspartner_in in seiner_ihrer Studienzeit politisch sehr aktiv war und an einer Stelle im Interview auf die Frage von mir, welche Veränderungen ihm_ihr in Bezug auf Studieren früher und heute einfällt in dieser Haltung geantwortet hat:

„Es sind gerade in den letzten 2–3 Wochen im „Spiegel“ [Anm.: dt. Wochenzeitung, K.P.] immer wieder Artikel und Diskussionen über die Studierendengeneration, dass sie unpolitischer sind, angepasster, karriereorientierter. Das würde natürlich auch alles darauf bezogen, also klar, modularisiertes Studium und klare Ziele und klarer Plan und mehr Karriereidee. Ich weiß nicht, ob das stimmt als grundsätzliche Beschreibung, aber ich glaube schon, dass da irgendetwas dran ist.“²⁸⁹

Durch die Umstellung auf das BA-/MA-System wird das Studium und das Leben während des Studierens für viele Studierende zunehmend strukturierter und vorgegebener und lässt keine Räume zum eigenständigen Kreativsein, was ein Mitgrund für die Beobachtung der_ Interviewpartner_in sein könnte.

„Und dann gibt es noch die dritte Motivation: politisch zu sein und die Welt zu verändern und deswegen bin ich in der Wissenschaft. Ich denke, jeder ist was von allem, weil ohne diesen sportlichen Geist kommt man gar nicht weiter, weil man auch Rückschläge einstecken muss und eine gewisse Konsequenz in seinem Tun braucht.“²⁹⁰

²⁸⁶ Vgl. Interview mit einer_m Doktorand_in am 07.02.2017, S. 2.

²⁸⁷ Vgl. ebd., S.2.

²⁸⁸ Interview mit einem_r Post-Doc am 14.11.2014, S. 2.

²⁸⁹ Ebd., S. 3.

²⁹⁰ Interview mit einem_r Doktorand_in am 06.04.2017, S. 18.

Hier erfolgt einerseits ein Hinweis auf den strategischen Typen des_der Sportler_in. Andererseits passt dies auch zum_r politisch Aktive_n, da der Anspruch und die Motivation, politisch in der eigenen Forschung zu sein, um etwas innerhalb der Gesellschaft verändern zu können und so gleichsam auch mehr Nutzen für die Gesellschaft und somit wieder für die Wissenschaft zu schaffen, geäußert werden.

6.3.4 Die Sicherheitsliebenden

Der Typus der Sicherheitsliebenden hat sich daraus ergeben, dass in vielen Passagen in den Interviews immer wieder auf den Sicherheitsbegriff hingewiesen wird. Weiters sind die Kulturwissenschaftler_innen im Interview sehr darauf bedacht, was sie erzählen und was nicht, um auf keinen Fall etwas „Falsches“ zu sagen. Denn einige Textstellen in den Gesprächen wirken sehr idealistisch und romantisieren den Beruf des Wissenschaftlers, wie etwa folgende Textzeile zeigt:

„[A]lso ich würde sagen, den Raum der Freiheit der Wissenschaft heute noch immer sehr hoch einschätzen. Ich kenne kaum ein anderes Berufsfeld, in dem diese Möglichkeit der Selbstbestimmung so stark ist.“²⁹¹

Bei genauerer Analyse komme ich zu dem Schluss, dass es ein „sich auf die sichere Seite wägen“ ist, vor allem eine der positiven Seiten des universitären Berufsfeld in den Mittelpunkt der Erzählung zu rücken. Denn in anderen Gesprächen mit Kulturwissenschaftler_innen werden explizit Probleme, die die einzelnen sehen genannt, die auch ein nicht selbstbestimmtes Arbeiten erläutern. Hier bestehen dann also zwei Möglichkeiten, entweder die Person wollte über positive Aspekte der kulturwissenschaftlichen Arbeit in der Universität sprechen oder etwaige Hürden wurden aufgrund von einer schöneren Lesbarkeit der Erfolgsgeschichte ausgespart.

Sollte es der zweite Grund sein, so stellt sich die Frage, warum. Denn es wurde zu Beginn des Interviews eine vollständige Anonymisierung zugesagt und daher könnte jede_r äußern, was möglicherweise nicht so positiv innerhalb des Berufsfeldes Universität ist. Das Bild, wie die Arbeit eines_r Wissenschaftler_in sein soll, hat jede_r, aber ob der persönliche Arbeitsalltag diesem Bild entspricht oder nicht, wird dann oft eben genau in Interviews nicht erzählt.

Immer wieder kommt auf meine Frage „Haben Sie Ihren Einstieg in die universitäre Laufbahn als positiv empfunden oder gab es sehr wohl auch negative Seiten?“ ähnliches wie in folgender Passage:

²⁹¹ Interview mit einem_r Professor_in am 27.08.2014, S. 6.

„Wenn wir mal mit einer Arbeit nicht wirklich weiter vorankommen, wenn wir an uns zweifeln und gerade diese Übergangssituationen nach einem längeren Studium. Also, ich meine ein Studium, das nicht in Bachelor/Masterkonzept ist, sondern eben damals im Magister, das dauert ja sehr viel länger und man ist lange da und man hat das in einer wichtigen biografischen Situation. Und das ist ja in unserem Fach sehr, sehr unklar, was danach kommt. Und diese Unsicherheit hab ich als nicht sehr positiv erlebt. Also, als es dann so ans Ende ging und ich habe auch als belastend empfunden, dass dieses Wissen, das wir haben, so wenig greifbar ist, das war immer wieder auch eine Irritation.“²⁹²

Dieses Zitat zeigt, dass der_die Professor_in in Bezug auf das Fach und die beruflichen Aussichten sehr unsicher war und beschreibt, dass das im Studium erworbene kulturwissenschaftliche Wissen nicht konkret für bestimmte Berufe außerhalb der akademischen Welt rüstet. Dies führte nicht nur damals bei ihm_ihr zu großen Unsicherheiten in Bezug auf die berufliche Situation, sondern ist ein Thema, mit dem Studierende nach wie vor konfrontiert sind.

Bei der Analyse dieser Interviewpassage fällt auf, dass der_die Interviewpartner_in von „wir“ spricht. Vielleicht hat dies etwas mit einer höheren Position im Wissensbetrieb Universität zu tun, dass die Person von „wir“ als Wissenschaftler_innen spricht. Das weist wiederum darauf hin, dass die Kulturwissenschaftler_innen immer auch ihre Funktion innerhalb der Arbeitswelt Universität denkt und spricht.

Aussagen der Kulturwissenschaftler_innen, die als eine Strategie der_des Sicherheitsliebenden analysiert werden können, sind jene, dass es überhaupt nicht der Fall ist, dass bestimmte Themen nur aufgrund von einer höheren Wahrscheinlichkeit der Gewährung von Drittmitteln gewählt werden, sondern weil es die eigene Passion ist, sich mit diesen Themen zu beschäftigen. Dies schätze ich auch als eine Strategie der_des Sicherheitsliebenden ein, denn klarerweise würde das auch kein_e Kulturwissenschaftler_in ansprechen, wenn dies nicht der Fall wäre, weil in allen Interviews die Freiheit innerhalb der universitären Arbeitswelt als sehr hoch eingeschätzt wird.

Im Grunde genommen sind die Erzählungen über die Probleme in der Organisation der Universität, zum Beispiel das lange Durchhalten bis die Chance geboten auf eine unbefristete Stelle in der Universität wird, Zeichen, dass sich alle Interviewpartner_innen nach Sicherheit sehnen. Das führt folglich zu Unsicherheit in Bezug auf die berufliche Situation.

²⁹² Interview mit einem_r Professor_in 07.10.2014, S. 2.

Im Kapitel 6.3 wird auf die Aussage hingewiesen, dass ein_e Student_in von seinem_ihren Betreuer_in darauf verwiesen wurde, sich doch ein zweites berufliches Standbein aufzubauen, weil ein kulturwissenschaftliches Studium viele Unsicherheiten mit sich bringt. Auch dies stellt eine Strategie der Sicherheitsliebenden dar. Indem sich die Kulturwissenschaftler_innen nebenbei einen Job suchen, wird im Fall der Fälle die finanzielle und ökonomische Absicherung gewährleistet, ganz ohne die Notwendigkeit an der Universität arbeiten zu müssen.

In den Interviews wird auch deutlich, dass die Kulturwissenschaftler_innen immer auch ihre Tätigkeit als Ethnograf_innen in die Antworten im Gespräch mit einfließen lassen. Zum einen passiert das durch Literaturtipps oder durch Erklärungen, zum anderen, indem immer wieder Aussagen relativieren werden oder gesagt wird, dass er_sie das jetzt gar nicht beurteilen möchte, weil man das einfach auch nicht macht, sondern man kann nur unterschiedliche Perspektiven aufzeigen, was einem Bild von einem „guten Ethnologen“ auch ausmache. Könnte dies alles darauf hindeuten, dass es tatsächlich ein ethnografisches-unternehmerisches Selbst (nach Färber²⁹³) gibt, das sich genau dieser oben genannten Strategien bedient, um erfolgreich zu sein? Sicher ist jedenfalls, dass sich im Laufe der Karriere die unterschiedlichsten Akteur_innen die unterschiedlichsten Strategien anwenden, die in unterschiedlichsten Aspekten der Wissenschaftsbiografien der Kulturwissenschaftler_innen eine Rolle spielen.

7 Zukunftsvisionen: Was die Kulturwissenschaften leisten sollen

„Das gilt generell für unsere Forschungen und diesen Grundsatz durchzusetzen, das deshalb reflexive, nachdenkliche Blicke und selbstreflexive Blicke auf uns nötig sind, das könnte eigentlich eines unserer Kerngeschäfte sein.“²⁹⁴

Die Kulturwissenschaftler_innen plädieren dafür, das Eigene zu beforschen und diese große Fähigkeit der Reflexion verstärkt in Forschungen einzubringen sowie die Fertigkeiten zu nutzen, um die eigene Forschung verstärkt in den Vordergrund zu rücken. Eine verstärkte Einbringung kulturwissenschaftlichen Wissens in die Medien, um dort direkt an der Wissensproduktion teilzunehmen²⁹⁵, wird in einem Interview besonders in den

²⁹³ Vgl. Färber 2009, S. 187–189.

²⁹⁴ Interview mit einem_r Professor_in 27.08.2014, S. 10.

²⁹⁵ Ebd., S. 15.

Vordergrund gerückt, was ich ebenso als mögliche Vision in der Zukunft um die Kulturwissenschaften für förderlich finde:

„Ich glaube schon, dass es so etwas wie einen ‚ethnographic turn‘ gibt, dass es insgesamt in verschiedenen Kontexten die Herangehensweise der Ethnographie und auch die Neugierde und Relevanz von Alltagskultur sehr präsent sind. [...] Aber ich glaube, dass wir mittlerweile, aber das liegt auch an uns, dass wir aufgefordert sind, uns in Kontexte einzubinden, wo ethnologisches Wissen gefragt und gebraucht ist. Und das wir, so ist meine Auffassung, dass wir eine [Kulturwissenschaft, K. P.] betreiben, die Lesarten und Interpretationen und Beobachtungen anstellt und zur Verfügung stellt, die die Basis von Politik sein können. [...] Ich sehe uns als deutlich politisch agierendes Fach, das politisch handelt, weil wir uns politisch artikulieren per definitionem, weil unsere Themen gesellschaftlich politisch gerahmt sind [...].“²⁹⁶

Alltagskultur ist ein weiterer Fokus, der auch innerhalb der Gesellschaft einen großen Nutzen der Kulturwissenschaften herausstreckt. Würde dieser „ethnographic turn“ weiterhin ins Zentrum der Forschung gerückt, würde vielleicht eine größere Aufmerksamkeit auf unser Fach gelenkt, wobei die Frage besteht, ob man dies überhaupt möchte.

„Die Selbstverständlichkeiten des Alltags zu hinterfragen bzw. zu zeigen, warum sie halt selbstverständlich sind, obwohl wir sie als natürlich wahrnehmen. Da haben wir ein unglaubliches Potenzial. Die Frage ist: Wie kann man das halt vermitteln? Ich meine, angewandte Volkskunde ist ein bisschen problematisch, wie Sie ja wissen. Und vielleicht hat man noch ein bisschen einen Reflex, fachhistorisch, ich weiß es nicht. Ja, einfach sensibilisieren die Leute für so Selbstverständlichkeiten, wo wir eigentlich ein unglaubliches demokratisches Potenzial haben, wo wir uns im positiven Sinne als wirklich links-demokratisches Fach definieren könnten, was in Anbetracht der Fachgeschichte ganz witzig ist.“²⁹⁷

Wie in den vorangegangenen Kapiteln des Öfteren erwähnt, haben gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen einen Einfluss auf die Arbeit und die Veränderungen innerhalb der Universität. Kramer zufolge befindet sich die Menschheit gerade in einer „Krise der Wachstumsgesellschaft“²⁹⁸. Er beschreibt in seinem gleichnamigen Buch, dass das Ideal von „Höher, Weiter, Schneller“ irgendwann umgekehrt werden müsste in eine „Symbolwelt des Genug“²⁹⁹ hin zur Suffizienz, also zur Selbstbegrenzung.³⁰⁰ Das Lesen folgender Zeilen hat mich dazu gebracht anhand meines empirischen Materials zu analysieren, ob die Kulturwissenschaftler_innen selbst auch eine Krise der Universität innerhalb der Wachstumsgesellschaft feststellen und ob es mögliche Lösungsvorschläge gibt.

²⁹⁶ Interview mit einem_r Professor_in 07.10.2014, S. 10.

²⁹⁷ Interview mit einem_r Doktorand_in am 27.10.2014, S. 14.

²⁹⁸ Vgl. Kramer 2016.

²⁹⁹ Ebd., S. 141.

³⁰⁰ Vgl. ebd., S. 141–158.

„In der Krise der Wachstumsgesellschaft wachsen die Chancen für die Transformation in eine nachhaltige und zukunftsfähige Lebensform, wenn man sich daran erinnert, dass überall und immer Strategien der Suffizienz praktiziert werden.“³⁰¹

In meinen Interviews mit den Kulturwissenschaftler_innen und in der Literatur wird vieles an der derzeitigen Situation an den Universitäten kritisiert. Aus dieser Kritik heraus können neue Möglichkeiten zur Transformation und zur Verbesserung der universitären Arbeitswelt generiert werden. Laut Kramer kommt man aus dieser Krise der Wachstumsgesellschaft heraus, indem das „Genug-haben“, „Selbstbegrenzung“ praktiziert wird, um zur Nachhaltigkeit im letzten Schritt zu gelangen. Gibt es auch die Möglichkeit einer nachhaltigen Kulturwissenschaft, die dabei helfen kann, Nachhaltigkeit des universitären Wissens und überhaupt Nachhaltigkeit in Bezug auf die Universität als Arbeitswelt zu sichern?

Nachhaltigkeit steht dafür, etwas für die Nachkommen zu bewahren, zu schützen, damit daraus geschöpft werden kann. In vielen der Interviews wird aber gerade das Negative, dass es derzeit viele Ängste gibt, auf das universitäre Arbeitsfeld bezogen, sodass die Furcht um die Verschlechterung und um verschlechternde Rahmenbedingung größer ist als eine Nachhaltigkeit, die eine Verbesserung der derzeitigen Lage verspricht. Die Wahrnehmung einer Verschlechterung der Bedingungen, die stark auf Selbstoptimierung und Selbstmanagement und vor allem auch auf Drittmittelfinanzierung abzielen, beweisen, dass eine deutliche Ökonomisierung in allen Bereichen der universitären Arbeitswelt vorhanden ist. Erst wenn nachhaltige Strategien entwickelt werden, können eine Verbesserung und eine Transformation der Universitäten im Hinblick auf Nachhaltigkeit einsetzen.

Gibt es möglicherweise in den Interviewpassagen Ansätze, die auf Nachhaltigkeit hinweisen? Die Frage dazu wäre herauszufinden, welche Werte die Kulturwissenschaftler_innen haben und welche Werte diese der Universität zuschreiben. Denn nur so könnte herausgefunden werden, welche Werte wichtig sind und für die nächsten Generationen weiter ausgebaut werden müssten, um in Zukunft eine nachhaltige Forschung und einen nachhaltigen universitären Arbeitswelt zu bieten.

„Die Erinnerung an frühere qualitätvolle Lebensformen ohne Wachstumszwang ist wichtig: Sie haben ihre Grenzen – aber die Markt- und Finanzwirtschaft produziert auch eine Menge von Konflikten und Beeinträchtigungen von Lebensqualität, und sie kann mit dem in vielen Aspekten von ihr verursachten Elend überhaupt nicht umgehen. Historische und aktuelle andere Lebensformen sind Hinweise auf Kontingenzen und Prozesse, dank derer die eigenen und aktuellen Zustände relativiert („hinterfragt“) werden können. Die Existenz und die Genese von ‚Symbolwelten‘

³⁰¹ Kramer 2016, S. 156.

des Genug‘, von ‚Ästhetik der Subsistenz‘, von Selbstbegrenzungsfähigkeiten und Modellen des nach innen gerichteten, nichtexpansiven Wachstums oder die Bedeutung der Persönlichkeitsentwicklung im Laufe der Lebensphasen (statt der Permanenz des Wachstums) sind Themen, bei denen Ethnologie, Philosophie, Pädagogik und Ethik Hinweise geben können.“³⁰²

Genau hier kann in der kulturwissenschaftlichen Forschung angesetzt werden. Aus dem Schildern des Negativen heraus, was an der Universität alles nicht gut funktioniert, hin zu einer Bestärkung des eigenen Faches, um die Relevanz hervorzuheben, Verbesserungsvorschläge zu bringen und umzusetzen und letztendlich damit die Kulturwissenschaften im Sinne eines „ethnografischen-unternehmerischen Selbst“³⁰³ zu fördern.

8 Fazit

Durch die vermehrte Projektarbeit, durch die vermehrt geforderte Drittmittelakquise sowie durch die Wachstumsgesellschaft mit dem Motto „Höher, Schneller, Weiter“ wurde die Universität eben immer mehr zu einem Unternehmen und alle, die innerhalb des Wissensunternehmen Universität arbeiten, sind davon betroffen. Ganz egal, ob es um technische, naturwissenschaftliche oder eben – wie in vorliegender Arbeit – um kulturwissenschaftliche Fächer geht. In diesem Unternehmen müssen sich eben dann die Mitarbeiter_innen vermehrt auf diese Art zu denken und zu arbeiten einlassen. Damit sie dieser Herausforderung gewachsen sind, haben sie unterschiedlichste Strategien entwickelt, die sie je nach Anforderungen umsetzen und die sich in jedem universitären Fach unterscheiden können, wobei ich mich hier nur auf kulturwissenschaftliche Fächer beziehe.

In vorliegender Masterarbeit war es besonders wichtig herauszuarbeiten, wie sich die Rahmenbedingungen der Universität im Laufe der Zeit in Österreich und Deutschland verändert haben, wobei der Fokus ganz stark darauf liegt, wie dies durch den Bologna-Prozess beeinflusst wurde. Diese Veränderungen haben bestimmte Anforderungen und dadurch unterschiedlichste Herausforderungen für die Kulturwissenschaftler_innen gestellt. Dass die Kulturwissenschaftler_innen innerhalb eines „Akademischen Kapitalismus“ agieren und immer wieder einer Ambivalenz unterliegen zwischen der Freiheit in der Forschung als Kulturwissenschaftler_in und der Notwendigkeit, das eigene Forschen in einen bestimmten Rahmen zu zwängen und somit einer „unsichtbaren Kontrolle“ un-

³⁰² Kramer 2016, S. 157.

³⁰³ Fürber 2009, S. 187–189.

terworfen zu sein. Die Arbeitsalltage sind also stark von Macht- und Hierarchieverhältnissen geprägt und wurden des Öfteren explizit oder implizit in meinen Interviews genannt. Somit kann die erste Hypothese von mir, dass Macht- und Hierarchieverhältnisse an den Universitäten bzw. an den einzelnen Instituten wesentlich den Arbeitsalltag der Kulturwissenschaftler_innen bestimmen, bejaht werden.

Begrifflichkeiten aus wirtschaftlichen Bereichen wurden zunehmend von den Kulturwissenschaftler_innen verwendet und verweisen darauf, dass sich die Interviewpartner_innen ebenso mit dem Thema der Ökonomisierung an den Universitäten aus-einandergesetzt haben. Dies zeigt meiner Meinung zwar schon, dass die Universitäten von der Ökonomisierung betroffen sind, doch alles in Bezug auf diese zu analysieren, scheint mir auch zu eng, wie dies Färber ebenso in ihren sieben Thesen³⁰⁴ beschrieben hat. Auch wenn vielleicht nicht alles im Hinblick auf eine Ökonomisierung der Universitäten interpretiert werden kann, so steht auf alle Fälle fest, dass die Kulturwissenschaftler_innen versuchen, sich selbst so zu optimieren, damit sie der Konkurrenz standhalten können, um in der Exzellenz den Kopf vorne zu haben. Deshalb ist auch meine zweite Hypothese zu bestätigen: Eine starke Ökonomisierung der Arbeitsalltage am Wissensunternehmen Universität wird in den Erzählungen der Kulturwissenschaftler_innen deutlich.

Vor allem in Prae- und Post-Doc-Positionen wird in den Interviews ein Konkurrenzdruck sichtbar. Konkurrenz und Wettbewerb um unbefristete Stellen bereiten den For-scher_innen einen hohen Druck im Arbeitsalltag und erfordern bestimmte Strategien, um die verlangte Exzellenz zu beweisen, so die dritte These, die daher ebenso, anhand meiner Forschungsergebnisse, verifiziert werden kann.

Mit welchen hochschulpolitischen Veränderungen sind Kulturwissenschaftler_innen in der universitären Arbeitswelt konfrontiert und welche Strategien wenden die For-scher_innen im akademischen Arbeitsalltag an, um deren Anforderungen zu entsprechen? Die individuellen Strategien, die ich auch anhand der Interviews bündeln konnte, gliedern sich in unterschiedliche Typen, die von den Kulturwissenschaftler_innen bedient werden, wobei es so ist, dass die Kulturwissenschaftler_innen sich mehreren Typen im Laufe der Karriere bedient, um ein Optimum zu erreichen. Diese vier Typen sind: die Sportler_innen, die Kämpfer_innen, die politisch Aktiven und die Sicherheitsliebenden.

Der Typus der Sportler_innen zeigt, dass es auch darum geht, als Erste_r das Ziel zu erreichen und die Konkurrenz hinter sich zu lassen. Verschiedene Herangehensweisen

³⁰⁴ Vgl. Färber 2009.

sind, viele Sachen gleichzeitig besser zu beherrschen als andere und dadurch „Multitasking“ zu perfektionieren, mehr Risiken als andere in Kauf zu nehmen oder einfach die Universität als Spiel zu sehen und somit besser als die anderen im Wissensunternehmen bestehen zu können.

Die Kämpfer_innen sind jene, die wissen, dass das Tätigkeitsfeld Universität zwar ein schwieriges und prekäres Arbeitsfeld ist, aber trotzdem alles tun, um in diesem Feld weiterhin arbeiten zu können. Immer wieder Krisen zu bewältigen und dadurch immer weiter zu kämpfen, um das Ziel eine Karriere an der Universität zu haben, zu erreichen, erfordert Kampfgeist. Für manche der Kämpfer_innen spielt auch mit, dass es keine anderen beruflichen Alternativen gibt, weil der akademische Weg so weit gegangen wurde und es daher keine anderen Möglichkeiten mehr gibt, weil alles auf eine Karte gesetzt wurde. Obwohl das System Universität und mit allen ihren Veränderungen nicht nur positive Seiten hat, streben die Kulturwissenschaftler_innen dieses Typus danach, das Beste aus der Situation zu machen, um die Berufung zum Beruf zu machen.

Diejenigen, die dem Typus der politisch Aktiven entsprechen, sind jene, die das System, so wie es ist nicht einfach hinnehmen, sondern auch versuchen, mit ihrer Arbeit und Forschung (gesellschafts)politisch aktiv zu sein. Weiters ist es ihnen ein Anliegen, mit Protesten und anderen politischen Aktionen den gesellschaftspolitischen Rahmen so zu beeinflussen, dass sich etwas zum Positiven verändert.

Obwohl sich viele Kulturwissenschaftler_innen der Strategie der_des politisch Aktiven bedienen, kommt eine gewisse Ambivalenz von Freiheit und Kontrolle zum Ausdruck. Dies weist darauf hin, dass alle Typen, egal ob Sportler_innen, Kämpfer_innen oder politisch Aktive, sich natürlich in erster Linie als Kulturwissenschaftler_innen verstehen. Auch wenn das System noch so viele Schwierigkeiten und Krisen birgt, haben sie in diesem Fach ihre Berufung gefunden und arbeiten deshalb als Forscher_innen.

Diejenigen vom Typus der Sicherheitsliebenden, riskieren nichts und gehen auch beim Interview auf Nummer sicher und erzählen kaum, von welchen Problemen ihr Arbeitsalltag wirklich geprägt ist. Die Strategie zeichnet sich auch dadurch aus, dass versucht wird, nebenbei noch andere berufliche Optionen offen zu halten, falls es mit der Karriere an der Universität nichts wird.

Die sieben Thesen von Färber spielten in meiner Arbeit auch eine wesentliche Rolle, da ich analysiert habe, inwieweit diese Thesen mit meinen Forschungsergebnissen verglichen werden können. Für die Thesen 1 bis 3 konnte ich eine Verbindung zu den Er-

zähungen der Kulturwissenschaftler_innen in meinen Interviews herstellen, die wiederum mit meinen eigenen Hypothesen im Zusammenhang stehen. Färbers erste These „Ökonomisierung? Ein polarisiertes Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit“³⁰⁵ wurde in den Interviews und in der Literatur immer wieder behandelt. Die Kulturwissenschaftler_innen selbst sehen einen direkten Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und somit eben auch mit der Ökonomisierung. Dass die Gesellschaft im Allgemeinen, laut Kramer³⁰⁶ im Sinne einer Wachstumsgesellschaft, in einer Krise feststeckt und die Ökonomisierung eine immer größere Rolle spielt, wurde in meiner Arbeit des Öfteren herausgearbeitet.

Die zweite These von Färber „Das unternehmerische Selbst als Leitbild der Ökonomisierung“³⁰⁷ kann ich ebenso nur bestätigen. Die Kulturwissenschaftler_innen müssen ständig präsent und exzellent sein, sich selbst optimieren und sich folglich immer mehr zum unternehmerischen Selbst zu machen. Sie müssen eigenverantwortlich und flexibel sein, sind aber gleichzeitig einer „unsichtbaren Kontrolle“ unterworfen, was in den Interviews in unterschiedlichsten Erzählungen zum Ausdruck gebracht wird.

Die dritte These lautet „Blinder Fleck: unternehmerische Dispositionen in der Europäischen Ethnologie“³⁰⁸. Diese These soll darauf aufmerksam machen, dass nicht alles als Teil der Ökonomisierung analysiert werden sollte, da dies möglicherweise zu einer zu engen Interpretation und daher zu einem blinden Fleck führen kann, wie dies Färber ausführt. Auch hier kann ich zustimmen, wobei es aber schwer aufzudröseln ist, was jetzt tatsächlich rein als Ökonomisierung analysiert werden kann und was auch zum Teil zur akademischen Kultur hinzugehört, die selbst eben in eine Welt des akademischen Kapitalismus eingebettet ist, die wiederum von einer Ökonomisierung geprägt ist.

Zur Diskussion möchte ich die Thesen 4 bis 7³⁰⁹ von Färber stellen. Die vierte These behandelt die Frage, ob eine „Genese des ethnografischen Selbst als unternehmerisches Selbst“³¹⁰ möglich sein könnte. Färber meint, dass der Begriff des unternehmerischen Selbst dem ethnografischen Selbst sehr ähnlich ist. Dies äußert sich darin, dass in der

³⁰⁵ Färber 2009, S. 178.

³⁰⁶ Siehe dazu: Kramer 2016.

³⁰⁷ Färber 2009, S. 180–181.

³⁰⁸ Ebd., S. 181–182.

³⁰⁹ Vgl. ebd., S. 183–189.

³¹⁰ Ebd., S. 183–184.

Europäischen Ethnologie ein großer Teil des empirischen Materials durch die Feldforschung gewonnen wird. Hier gibt es Ähnlichkeiten in der „Intensivierung“³¹¹ und Vertiefung von Arbeit und in der „Selbstbezogenheit“³¹² im Arbeitsumfeld, wodurch eine starke Selbstreflexion in Bezug auf das ethnografische Selbst³¹³ zu sehen ist. In These 5 „Feldforschung: intensivierte und subjektivierte Projektarbeit“³¹⁴ führt Färber auf, welche Gemeinsamkeiten Forschungsprojekte und Feldforschungen haben. Dazu beschreibt sie, dass beide einen zeitlich begrenzten Rahmen haben, der eben durch Arbeitsteilung ein Optimum ist, um im zeitlich vorgegebenen Rahmen innerhalb der Projektdauer fertig zu werden. Arbeitsteilung ist die optimale Form des unternehmerischen Selbst und so, meint sie, würde das ethnografische Selbst dem unternehmerischen Selbst in der projektorientierten Arbeit gleichen.³¹⁵ Die sechste These „Realitätsabgleich: institutionelle Bedingungen für Feldforschung“³¹⁶ beleuchtet, in welcher Phase im Arbeitsfeld Universität die Zeit für eine Feldforschung bleibt und wie dann eine mögliche Finanzierung passen könnte. Hier sind es eben drittmittelgeförderte Forschungsprojekte und Dissertationen, die reelle Möglichkeiten bieten, um die Zeit und Finanzierung für eine Feldforschung zu haben.³¹⁷ „Taktische Wendung des ethnografisch-unternehmerischen Selbst“³¹⁸, so die letzte der sieben Thesen. Selbtausbeutung und Selbstverwirklichung sind hier zwei Begriffspaare die im Fokus stehen. Denn wie bei der ethnografischen Feldforschung und in Bezug auf das unternehmerische Selbst wirken diese zwei Begriffe konträr, aber gleichzeitig wird immer nach Strategien und Taktiken zum Ausgleich gesucht. Durch das Argumentieren von der Notwendigkeit von Feldforschungen innerhalb der Ethnologie³¹⁹ „könnte ein tak-tisch gewendetes ethnografisch-unternehmerisches Selbst helfen, Raum und Ressourcen einzufordern.“³²⁰ Färber führt die Begrifflichkeiten des ethnografischen Selbst mit dem unternehmerischen Selbst zusammen und bringt damit die Feldforschung mithinein, die wiederum mit der projektförmigen Arbeitsteilung und Forschung dicht im Zusammenhang steht.

³¹¹ Färber 2009, S. 185.

³¹² Ebd., S. 184.

³¹³ Vgl. ebd., S. 183–184.

³¹⁴ Ebd., S. 185.

³¹⁵ Vgl. ebd., S. 185.

³¹⁶ Ebd., S. 185–187.

³¹⁷ Vgl. ebd., S. 185–187.

³¹⁸ Ebd., S. 187–189.

³¹⁹ Vgl. ebd., S. 187–189.

³²⁰ Ebd., S. 187.

Doch in allen meinen Interviews spielt die Feldforschung, als eine der Methoden der Ethnologie nur eine marginale Rolle. Dennoch stellt sich dann die Frage, wenn das unternehmerische Selbst dem ethnografischen Selbst sehr nahe steht, so wie dies Färber behauptet, warum es in den Interviews immer um das eigene Weiterkommen auf der Karriereleiter geht und nicht so sehr das kulturwissenschaftliche Wissen in den Vordergrund zu rücken. Wenn das kulturwissenschaftliche Forschen innerhalb einer Feldforschung mit dem projektförmigen Arbeiten ident ist, so könnte dann doch die Veränderung, die innerhalb der Universität passiert, als eine Art Feldforschung betrachtet werden. Die Feldforschung kann sich auch immer wieder je nach Akteur_innen verändern, benötigt eine gewisse finanzielle Förderung und nimmt einen gewissen Zeitraum in Anspruch, um danach Ergebnisse präsentieren. Diese Ergebnisse können sich im Laufe der Zeit weiter verändern und immer wieder als Referenz dienen, um ein bestimmtes Forschungsfeld zu verstehen. These 7 in Färbers Text „Taktische Wendung des ethnografischen-unternehmerischen Selbst“³²¹ bringt das ethnografische-unternehmerische Selbst zusammen und vergleicht die Feldforschung, für die die Wissenschaftler_innen sich auch selbst ausbeuten, um in der vorgegebenen Zeit die Forschung abzuschließen und sich bzw. die eigene Forschung selbstzuverwirklichen. Dies verlangt immer wieder nach weiteren Strategien, um das Ziel zu erreichen. Bezugnehmend auf die Möglichkeit, das Arbeitsfeld Universität als Feldforschung zu sehen, könnten neue Strategien gefunden werden, um Raum und Resourcen in einer sich verändernden Welt der Universitäten einzufordern, das kulturwissenschaftliche Wissen zu nutzen und die Forschungsmethoden des Faches als individuelle Strategie einzusetzen.

Nicht nur die Thesen von Färber waren relevant für meine Analyse. Auch der Text von Musner, der den neuen Habitus der Kulturwissenschaftler_innen beschreibt, diente mir als Referenzrahmen. Musner führt aus, dass die Debatte über den Wert von Wissenschaft eine Rolle spielt und einen neuen Habitus kennzeichnet. Dies kann durch das Kapitel der Zukunftsvisionen der Kulturwissenschaftler_innen auch anhand meiner Interviews gezeigt werden. Denn hierbei kommt auch als zukünftiges Forschungsthema immer wieder der Punkt ins Spiel, das kulturwissenschaftliche Wissen als wichtigen und relevanten Teil des gesellschaftlichen Diskurses zu legitimieren. Wie bei Färber spielt auch Musner auf

³²¹ Färber 2009, S. 187–189.

den Zusammenhang von Nutzen für die Gesellschaft und die Verbindung von Gesellschaft und Wissenschaft an. In den Interviews hat sich gezeigt, dass dies ebenso für die befragten Kulturwissenschaftler_innen einen großen Stellenwert hat.³²²

Eine weitere Entwicklung laut Musner betrifft auch eine Abwertung des kulturellen Kapitals und einer Aufwertung des ökonomischen Kapitals.³²³ Dies konnte ich nicht anhand meiner Interviews bestätigen. Was ich aber durchaus bejahen kann, ist, dass durchaus ökonomische Instrumente zur Selbstoptimierung und Begriffe aus dem Wirtschaftsbereich vermehrt in den Erzählungen eine zentrale Rolle bekommen. Zur Analyse von Musner, dass eine sogenannte „Aufmerksamkeitsökonomie“³²⁴ bei der Auswahl von kulturwissenschaftlichen Forschungsthemen vorliege, kann ich anhand meiner Interviews nichts sagen.

9 Resümee

In vorliegender Masterarbeit wurde anhand von Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen im deutschsprachigen Raum untersucht, inwieweit Anforderungen sowie Herausforderungen bestimmte Strategien verlangen, um sich eine erfolgreiche Karriere im Wissensunternehmen Universität zu sichern. Wissenschaftsbiografien zählen zum Forschungsfeld der akademischen Kulturen, wie in Kapitel 1.1 erläutert wurde. Es wurden sieben Interviews – wobei eines davon ein E-Mail Interview war – mit Kulturwissenschaftler_innen unterschiedlichsten Alters und auf verschiedenen Karrierestufen in Österreich und Deutschland geführt. Im Vordergrund der Forschungsarbeit standen vor allem unterschiedlichste Strategien, derer sich die einzelnen Kulturwissenschaftler_innen bedienen, um im Wissensunternehmen Universität erfolgreich zu sein, wie dies in Kapitel 1.2 erklärt wird. Die Veränderungen der universitären Arbeitswelt im Laufe der Zeit durch viele gesellschaftspolitische Umstrukturierungen wurden dabei in den Blick genommen. Dies wurde anhand unterschiedlichster Forschungsarbeiten und mithilfe der Forschungsliteratur, die sich mit dem Thema der Veränderungen von Wissenschaft im Allgemeinen, innerhalb der Kulturwissenschaften sowie im Zusammenhang mit Ökonomisierung und Prekarisierung auseinandersetzen, bearbeitet, was in Kapitel 1.3. sowie 2 in den Fokus genommen wurde.

³²² Vgl. Musner 2009, S. 205.

³²³ Vgl. ebd., S. 208.

³²⁴ Ebd., S. 216.

Die Orientierung zur Auswertung der Interviews anhand der Grounded Theory in Kapitel 3 half mir dabei, mein Material nach bestimmten Kategorien zu ordnen, zu kodieren sowie zu bündeln. Im Methodenkapitel 3.4 wurde auch eine Reflexion angefügt, wie ich als Forscherin das Forschungsfeld erlebt habe und welche Schwierigkeiten sich daraus ergeben haben, als Studentin in die Welt von Forscher_innen einzutauchen.

Der Bologna-Prozess und viele andere Transformationen haben die universitäre Arbeitswelt verändert und die Wissenschaftler_innen mit starken Veränderungen konfrontiert, was in Kapitel 4 erläutert und ausgeführt wurde.

Welche Wege haben die Kulturwissenschaftler_innen in das Arbeitsfeld Universität gebracht und welche Motivationen standen hinter dem Ziel, im Wissensbetrieb Universität zu arbeiten? Diese Fragen wurden in Kapitel 5 beantwortet. Positive Erlebnisse, Motivation von Mentor_innen sowie die Liebe zum Forschen und Unterrichten standen dabei im Vordergrund, aber auch die Faktoren Glück und Zufall wurden als Bereiter für den Weg in die Wissenschaft genannt.

Unterschiedliche Arbeitsalltage je nach Position auf der Karriereleiter erfordern unterschiedliche Strategien, um erfolgreich zu sein und der Konkurrenz standzuhalten. Zum einen wurde in einigen Interviews immer wieder auf einen akademischen Kapitalismus hingewiesen. Sich selbst optimieren, präsent sein, aktiv zu publizieren und erfolgreich Drittmittel einzuwerben sind wichtige Aspekte, um eine akademische Karriere verfolgen zu können.

In den Interviews kommt eine Ambivalenz zwischen Freiheit und Kontrolle innerhalb des universitären Arbeitsfelds zum Ausdruck. Dies zeigt sich dadurch, dass die Kulturwissenschaftler_innen es schätzen, in einem Beruf tätig zu sein, der eine hohe Freiheit bietet, um zu tun, was man will, sie aber gleichzeitig durch unsichtbare Instanzen kontrolliert werden, wie z.B. Peer-to-Peer Verfahren, Besprechungen, Gremien, Sitzungen, Evaluierungen uvm. Innerhalb dieser Rahmen, bedienen sich die Kulturwissenschaftler_innen einzelner Strategien, die ihnen wiederum als „Erfolgsrezepte“ dienen, sich im Kampf um unbefristete Stellen durchzusetzen. Hier gibt es vier Strategie-Typen: Die Sportler_innen, die Kämpfer_innen, die politisch Aktiven sowie die Sicherheitsliebenden, die innerhalb der Karriere in unterschiedlichsten Zusammensetzungen von den Kulturwissenschaftler_innen repräsentiert werden.

Gleichzeitig haben diese aber als Kulturwissenschaftler_innen auch bestimmte Vorstellungen, wie die Kulturwissenschaften zukünftig erfolgreich sein könnten und was besonders relevant für die Gesellschaft ist. Dies deutet ebenfalls auf einen akademischen

Kapitalismus hin, da darauf geachtet wird, das eigene Wissen bzw. das eigene Fach auf den Markt zu bringen.

Nun möchte ich einen Ausblick auf weitere mögliche Forschungsarbeiten bieten. Einige Fragen und mögliche weitere Forschungsfelder, die sich aus meinem Material bzw. aus möglichen weiteren Forschungen ergeben könnten. Es wäre spannend auch die studentische Perspektive im BA-/MA-System zu untersuchen, wie viel Zeit tatsächlich bleibt, um politisch aktiv zu sein, und ob der Bologna-Prozess nicht auch zu einer prekären Studiensituation geführt hat. Es wäre interessant, wie Studierende diese Veränderungen miterlebt haben.

Das Thema der Förderungen wäre ebenso spannend, in den Blick zu nehmen, einen Vergleich zwischen naturwissenschaftlichen Fächer mit Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften anzustellen. Dann könnte man schauen, ob diese wahrgenommene Kluft der Fördergelder, wie dies von vielen in der Literatur oder auch in meinen Interviews beschrieben wird, den Tatsachen entsprechen.

Eine Forschungsarbeit, die die Werte der Universität heute und die Werte der Mitarbeiter_innen innerhalb der universitären Arbeitswelt untersucht, könnte interessant und gewinnbringend sein. Denn wenn deutlich wird, wie sich die Werte im Laufe der Zeit verändert haben und wie der Ist-Zustand wäre, kann dabei helfen, Universität und deren Forschung nachhaltiger zu gestalten.

Füssel schreibt, dass es „eher um die Zirkulation von Bildern und Repräsentationen des professoralen Habitus und gelehrter Praktiken als um konkrete historische Lebenswelten einzelner Universitäten und Akteure“³²⁵ geht. So könnte man auch die Frage stellen, ob es anhand meines Samples möglich wäre zu analysieren, inwieweit zum Beispiel die Kulturwissenschaftler_innen selbst bestimmte Stereotype anhand medialer Verkörperung des_der Wissenschaftlers_in in ihren Erzählungen verwenden. Spielen diese Aussagen vielleicht auf einen bestimmten Typus an? Weißt dieser Typus spezifische Praxen innerhalb des „doing university“ auf und welche sind dabei noch Überbleibsel einer Vermittlung eines Gelehrtenbildes, das es schon seit der frühen Neuzeit gibt?

Zum Abschluss möchte ich noch eine aktuelle Entwicklung anführen, deren Auswirkungen noch nicht abzuschätzen sind. Nachdem die österreichische Arbeiterkammer die Causa zur Kettenvertragsregelung an den Universitäten für den Europäischen Gerichtshof

³²⁵ Füssel 2016, S. 30.

bringt,³²⁶ hat die EU-Kommission eine Einschätzung dazu abgeben und hält Uni-Kettenverträge für rechtswidrig.³²⁷ Es ist der Fall eingetreten, dass die gesetzliche Regelung der Kettenarbeitsverträge an Universitäten in Österreich für nicht konform mit dem EU-Recht gesehen wird. So sei es laut den Zeitungsberichten der Fall gewesen, dass eine Chemikerin von 2002 bis 2014 immer wieder in Vollzeit- und Teilzeitverträgen an der Universität Wien beschäftigt war. Die EU-Kommission sieht einen Verstoß gegen das EU-Recht in der Regelung, dass eine mehrmalige Aneinanderreihung von befristeten Verträgen im Rahmen von Forschungsprojekten und/oder Drittmittel bis zu max. 10 bis 12 Jahren möglich sei, wenn das Projekt etc. nicht abgeschlossen sei.

Hier stelle ich zur Diskussion, dass im Rahmen meiner Forschungsarbeit immer wieder darauf eingegangen wurde, dass nach sechs Jahren sowieso keine weitere Anstellung an den Universitäten in Österreich möglich sei, und dass eigentlich niemand von der Möglichkeit einer Verlängerung gesprochen hat. Dass dieser Fall vor die EU-Kommission kommt, könnte höchstens eine noch strengere Einhaltung solcher Regelungen bedeuten. Inwiefern dies etwas an der prekären Situation ändern könnte, bleibt meiner Meinung nach fraglich, wobei sogar eine Verschlechterung denkbar wäre. Es sollte eher nach einem „nachhaltigen Universitätsmodell“ gesucht werden, dass die Förderungen und die reale Möglichkeit, eine Stelle an der Universität auf Dauer zu bekommen, für Nachwuchswissenschaftler_innen im Allgemeinen erleichtern würde. Denn so wie das Modell derzeit aufgebaut ist, stellt sich mir die Frage wie, nachhaltig dies zukünftig sein kann.

³²⁶ Vgl. derStandard: Kettendienstverträge an Unis landen vor Europäischem Gerichtshof. Online-Ausgabe: 18.03.2019. <https://derstandard.at/2000099734608/Kettendienstvertraege-an-Unis-landen-vor-Europaeischem-Gericht>. [letzter Abruf: 21.03.2019].

³²⁷ Vgl. derStandard: EU-Kommission hält Uni-Kettenverträge für rechtswidrig. Online-Ausgabe: 19.03.2019. <https://mobil.derstandard.at/2000099792473/EU-Kommission-haelt-Uni-Kettenvertraege-fuer-rechtswidrig#>. [letzter Abruf: 20.03.2019].

Literaturverzeichnis

Verwendete Literatur

Ash, Mitchell G.: Mythos Humboldt gestern und heute – Zur Einführung. In: Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten. Wien/Köln/Weimar 1999, S. 7–25.

Audehm, Katrin/Binder, Beate/Dietze, Gabriele und Färber, Alexa (Hg.): Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion – zur Einleitung. In: Ders., Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1 (2015), S. 11–15.

Bendix, Regina F.: „„Hab ihn nie gesehen, aber viel über ihn gehört“ Zur (Neben?)Rolle tradierten Wissens in Fachsozialisation und Kanonbildung“. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 103–133.

Berkhout, Judith: Über die Anziehungskraft der Universität – zwischen Ideal und Praxis. ProfessorInnen erzählen von ihrer Arbeit. Wien 2013.

Blank, Kjell: Interdisziplinäres Forschen im Spannungsfeld von Geistes- und Naturwissenschaften. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 135–153.

Bourdieu, Pierre: Homo academicus. 1. Aufl. Frankfurt am Main, 1992.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1989.

Breuer, Franz: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis, 2. Aufl. Wiesbaden 2010.

Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, 5. Aufl. Frankfurt am Main 2013.

Vom Bruch, Rüdiger: Langsamer Abschied von Humboldt? Etappen deutscher Universitätsgeschichte 1810–1945. In: Ash, G. Mitchell (Hg.): .: Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten. Wien, Köln, Weimar 1999. S. 29–57, hier: S. 33–34.

Fragen an Christine Burckhardt-Seebass von Brigitta Schmidt-Lauber und Christian Blumhagen: Frauen in der Wissenschaft. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016.

Dressel, Gert/Langreiter, Nikola: Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In: Gruber, Sabine/Löffler, Klara/Thien, Klaus (Hg.): Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. München, Wien 2002, S. 119–136.

Dressel, Gert/Langreiter Nikola: Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 4, Nr. 2/2003.

Dressel, Gert/Kasabova, Anelia/Langreiter, Nikola: Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. In: Roth, Klaus (Hg.): Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 24), Wien 2005, S. 243–256.

Eggmann, Sabine: Der Blick auf das Eigene. Ein kulturwissenschaftlicher Zugang zur Kulturwissenschaft. In: Arnold, Markus/Dressel, Gert (Hg.): Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen (=kultur.wissenschaften, bd. 8.2), Wien 2004, S. 127–136.

Färber, Alexa: Unternehmerische Dispositionen ethnographischer Praxis und ihre taktische Verwertbarkeit - Sieben Thesen. In: Beate Binder/Thomas Hengartner/Sonja Windmüller (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Münster 2009, S. 178–194.

Felt, Ulrike im Gespräch: Über Nutzen und Handlungsräume der Wissenschaftsforschung. In: Arnold, Markus/Dressel, Gert (Hg.): Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen (=kultur.wissenschaften, Bd. 8.2), Wien 2004, S. 150–162.

Füssel, Marian: Verkörperungen der Wissenschaft? Persistenz und Wandel des Gelehrtenbildes von Thomasius bis Tournesol. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 27–54.

Gornik, Erich: Öffentliche Verantwortung oder Ökonomisierung und Politisierung der Wissenschaft? In: Magerl, Gottfried; Schmidinger, Heinrich (Hg.): Ethos und Integrität der Wissenschaft (= Wissenschaft-Bildung-Politik, Bd. 12). Wien/Köln/Weimar 2009, S. 163–174.

Götz, Irene/Lemberger, Barbara: Prekär arbeiten, prekär leben: Einige Überlegungen zur Einführung. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main 2009, S. 7–30.

Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main 2009.

Herlyn, Gerrit: Deutungsmuster und Erzählstrategien bei der Bewältigung beruflicher Krisenerfahrungen. In: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/NY 2007, S. 167–182.

Herlyn, Gerit/Müske, Johannes/Schöberger, Klaus/Sutter, Ove (Hg.): Ethnografische Arbeitskulturen-Forschung und Entgrenzungspozesse. In: Ders.: Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (=Arbeit und Alltag, Bd. 1), München/Mering 2009, S. 9–20.

Hoyer, Timo/Beumer, Ullrich/Leuzinger-Bohleber, Marianne (Hg.): Einleitung. In: „Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation (=Schriften des Sigmund-Freud-Instituts, Bd. 6), Göttingen 2011, S. 9–18.

Kaiser, Astrid: Reiseführer für die Unikarriere: Zwischen Schlangengrube und Wissenschaftsoase. Stuttgart 2015.

Kasabova, Anelia/Langreiter, Nikola: Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern. In: Zeitschrift für Biographieforschung. Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Heft 2/2007, Jg. 20, S. 194–213.

Kaschuba, Wolfgang: Editorial. In: Bruch, Rüdiger vom/Bott, Marie-Luise/Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Alltagswelt Universität (=Jahrbuch für Universitätsgeschichte, Bd. 10). Stuttgart 2007, S. 7–11.

Kramer, Dieter: Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft, Marburg 2016.

Krijnen, Christian/Lorenz, Chris/Umlauf, Joachim (Hrsg.): Wahrheit oder Gewinn? Über die Ökonomisierung von Universität und Wissenschaft, Würzburg 2011.

Krijnen, Christian: Die Idee der Universität und ihre Aktualität. In: Krijnen, Christian/Lorenz, Chris/Umlauf, Joachim (Hrsg.): Wahrheit oder Gewinn? Über die Ökonomisierung von Universität und Wissenschaft, Würzburg 2011, S. 25–51.

Liebsch, Katharina: Von langer Hand vorbereitet? Neue Organisationslogiken und die Bewältigung der universitären Zukunft. In: Hoyer, Timo/Beumer, Ullrich/Leuzinger-

Bohleber, Marianne (Hg.): Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation (=Schriften des Sigmund-Freud-Instituts, Bd. 6), Göttingen 2011, S. 203–218, hier S. 203.

Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Berlin 2011.

Musner, Lutz: Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekar arbeiten, prekar leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main 2009, S. 205–219.

Oloff; Aline/Rozwandowicz, Anja: „...weil eben alles in Bewegung war.“ Gender Studies in der neuen Universität. In: Audehm, Katrin/Binder, Beate/Dietze, Gabriele/Färber, Alex (Hg.): Der Preis der Wissenschaft. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2005, S. 23–35.

Osterloh, Margit/Frey, Bruno S.: Rankings und der Preis der Wissenschaft. In: Der Preis der Wissenschaft, Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2005, S. 65–76.

Österreichisches Hochschulrecht: Universitätsgesetz 2002 (Heft 14, Stand 2013).

Posch, Herbert: Wie werde ich einen Doktor los? Die akademische Würde als Verpflichtung. In: In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 157–180.

Rolshoven, Johanna: Dankbarkeitsrituale in komplexen Gesellschaften. Das Beispiel akademischer Paratexte. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur und Volkskunde. Rituale; 2 (1995), S. 65–73.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch; Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. und erw. Aufl. Berlin 2007, S. 169–188.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Die (sich) feiernde Universität. Bedeutungsstiftungen durch Jubiläen. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 55–77.

Schmoll, Friedemann: Vorlesen, Hören, Denken in Gemeinschaft. Ein Plädoyer für die immer wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016, S. 81–102.

Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung (=Lebensformen, Bd. 17), Berlin/Hamburg 2005, S. 17–42.

Seifert, Manfred: Arbeitswelten in biografischer Dimension. Zur Einführung. In: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/NY 2007, S. 9–18.

Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt/NY 2007.

Sennett, Richard: Die Kultur des neuen Kapitalismus. 4. Aufl. Berlin 2009.

Sigl, Lisa: Über Bedingungen der Prekarisierung in akademischen Arbeitskulturen – am Beispiel der Lebenswissenschaften in Wien. In: Schmidt-Lauber, Brigitta: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40), Wien 2016.

Strauss, Anselm L.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 2. Aufl., Paderborn 1998.

Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit und Leben im Postfordismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd.7), Frankfurt/New York 2013.

Sutter, Ove: Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit und Leben im Postfordismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd.7), Frankfurt/New York 2013.

Vermeir, Koen: Waren oder Wahrheit? Wissenschaftliche Forschung als Ökonomie des Schenkens. In: Krijnen, Christian; Umlauf, Chris Lorenz Joachim: Wahrheit oder Gewinn? Über die Ökonomisierung von Universität und Wissenschaft. S. 133–157.

Vonderau, Asta: Bologna Backstage. Infrastrukturen der Exzellenz. In: Preis der Wissenschaft, Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2015, S. 38–50.

Weingart, Peter: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist 2001.

Weingart, Peter: Wissen als Ware? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft. In: Nida-Rümelin, Julian (Hrsg.): Wunschmaschine Wissenschaft. Von der Lust und dem Nutzen des Forschens. Hamburg 2006, S. 15–25.

Online-Ressourcen

derStandard: Kettendienstverträge an Unis landen vor Europäischem Gerichtshof. Online-Ausgabe: 18.03.2019. <https://derstandard.at/2000099734608/Kettendienstvertraege-an-Unis-landen-vor-Europaeischem-Gericht>. [letzter Abruf: 21.03.2019].

derStandard: EU-Kommission hält Uni-Kettenverträge für rechtswidrig. Online-Ausgabe: 19.03.2019. <https://mobil.derstandard.at/2000099792473/EU-Kommission-haelt-Uni-Kettenvertraege-fuer-rechtswidrig#>. [letzter Abruf: 21.03.2019].

Deutsche Gesellschaft für Volkskunde: Kommission Arbeitskulturen <http://www.d-g-v.org/kommissionen/arbeitskulturen>. [letzter Abruf: 15.09.2018].

Münch, Richard: Akademischer Kapitalismus. In: Die Zeit, 2007, Nr. 40. <https://www.zeit.de/2007/40/Akademischer-Kapitalismus>. [letzter Abruf: 19.02.2019].

Weiterführende Literatur

Brodkorb, Mathias: Paradoxien im europäischen Hochschulraum. Für eine wissenschaftsfreundliche Reform des Bologna-Prozesses. In: Forschung & Lehre, Heft 9, 2014.

Darraz, Enrique Fernández/Lenhardt, Gero/Reisz, Robert D./Stock, Manfred: Hochschulprivatisierung und akademische Freiheit. Jenseits von Markt und Staat: Hochschulen in der Weltgesellschaft. Bielefeld 2010.

Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekar arbeiten, prekar leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main 2009.

Götz, Irene/Wittel, Andreas (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation (=Münchner Universitätsschriften, Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 26), Münster/New York u.a. 2000.

Koch, Gertraud/Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus (=Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnographischen Arbeitskulturenforschung, Bd. 5), Frankfurt/New York 2012.

Seifert, Manfred: Prekarisierung der Arbeits- und Lebenswelt. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Karriere und Potenzial eines Interpretationsansatzes. In: Götz, Irene;

Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen, Frankfurt am Main 2009, S.31–53.

Stock, Günther: Europa: Wissenschaftliche Perspektiven. In: GegenWorte, Heft 30, 2013.

Anhang A: Interviewleitfaden

1. Beschreibung des ersten Werdegangs sowie Gründe, Chancen oder Interessen der Berufswahl
2. Wie wurde der Einstieg in die universitäre Laufbahn erlebt und wie wurde der Einstieg gefördert?
3. Gab es bestimmte Personen oder Erlebnisse, die den Einstieg erleichterten oder erschwerten?
4. Wie würden Sie ihren eigenen Arbeitsalltag beschreiben? Gab es Veränderungen seit Beginn ihrer akademischen Laufbahn?
5. Inwieweit hat sich die Universität bzw. das Forschen und das Betreiben von Wissenschaft innerhalb Ihrer universitären Laufbahn verändert?
6. Nach welchen Kriterien werden Forschungsthemen und Projekte ausgewählt?
7. Haben Sie in Ihrer akademischen Laufbahn Forschungsanträge gestellt, wenn ja welche? Wie kam es zur Entscheidung einen Forschungsantrag zu stellen?
8. Wie werden das Thema sowie der Umfang der Forschung durch das Antragen bedingt?
9. Wie schätzen Sie den Stellenwert der Wissenschaft in der Gesellschaft ein? Gab oder gibt es Veränderungen?
10. Welche Entsprechungen und Reibungen gibt/gab es im universitären Kontext mit eigenen Vorstellungen oder eigenen politischen Ansprüchen? Gab es diesbezüglich für Sie schon einmal Konfliktsituationen?

Anhang B: Abstract

Auf Deutsch

Diese Masterarbeit mit dem Titel „Wissenschaftsbiografien von Kulturwissenschaftler_innen im deutschsprachigen Raum: Anforderungen, Herausforderungen und Strategien der Karrieregestaltung im Wissensunternehmen Universität“ untersucht anhand von sieben leitfadenorientierten Interviews in Österreich und Deutschland, welchen Anforderungen sowie Herausforderungen die Kulturwissenschaftler_innen unterliegen. Dabei steht besonders die Veränderung der universitären Arbeitswelt im Hinblick auf ein Forschungsfeld innerhalb akademischer Kulturen, die alle am „doing university“ beteiligt sind, im Fokus. Die einzelnen Akteur_innen bedienen sich dabei unterschiedlicher „Erfolgsrezepte“ und verfolgen unterschiedlichste Strategien, um im Wissensunternehmen Universität erfolgreich zu sein und sich gegenüber der Konkurrenz behaupten zu können. Inwiefern die Ökonomisierung bzw. die Krise der Wachstumsgesellschaft eine Rolle spielen und wie der neue Habitus der Kulturwissenschaftler_innen aussieht (insbesondere nach den Veränderungen durch den Bologna-Prozess) ist ein zentrales Thema dieser Arbeit.

Auf Englisch

This master's thesis deals with the topic of biographies of scholars in the field of cultural studies in Universities in Austria and Germany. The emphasis is on the transformation of the academic system in Europe due to the Bologna process. For the study, seven interviews were conducted with a focus on how the scholarly work in the more and more entrepreneurial organized academic world has changed and how this is part of a "doing university". Problems in the everyday working life of scholars of cultural studies and with which strategies they are trying to cope with difficulties and challenges was part of the central research work. Which strategies they are utilizing in order to be successful and to optimize themselves and how the economic aspects influence the academic world (especially cultural studies) are questions that are addressed in this master's thesis.